
TALLINNA
KESK-
RAAMATU-
KOGU
EX LIBRIS

DAS WEISSE RUSSLAND

MENSCHEN OHNE HEIMAT

VON

ESSAD BEY

BERLIN 1932

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG

Schutzumschlag- und Einbandentwurf: Georg Salter

Druck: Hansa-Buchdruckerei Bormann & Co., Leipzig O 5
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

I.

VIERTAUSEND GEGEN ZEHN MILLIONEN

Ein junger Kosakenoffizier des russischen Generalstabes kam einst nach Turkestan, erlernte die Sprachen des Orients, ließ sich einen chinesischen Schnurrbart wachsen und durchquerte dann, als orientalischer Karawanenführer verkleidet, die Berge, Wälder und Steppen Afghanistans, Indiens und Ostturkestans. Er zeichnete Generalstabspläne, lagerte am Feuer der Nomaden, betete in Moscheen, und seine geschlitzten Augen prägten sich für immer jeden Hügel, jeden Pfad und jede Schlucht ein, durch die einst das Heer des Zaren über Indien hereinbrechen sollte. Das Heer des Zaren erschien aber nicht an der Pforte Indiens. Der Kabir-Paß blieb nach wie vor von Afridis bewohnt und von Engländern geschützt. Statt dessen begann der Weltkrieg, und die geschlitzten Augen des sonnengebräunten Kosaken, der inzwischen General geworden war, erlebten unzählige Attacken, die die Kosakenregimenter des Zaren ausführten.

Lawr Georgiewitsch Kornilow, General der Infanterie, der kleingewachsene Mann mit dem dunklen, sonnenverbrannten Gesicht, mit den aufrecht gebürsteten schwarzen Haaren, den geschlitzten Augen, hervorstehenden Backenknochen, mit dem herabhängenden, dünnen Schnurrbart, tauchte, umgeben von einer Ehrenwache der wilden eingeborenen turkestanischen Reiter, an allen Fronten auf, erfüllte seine Soldatenpflicht vorbildlich und unterhielt sich mit seinen

Reitern aus dem turkestanischen Stamme Teke in der Sprache der Wüste.

Dann kam die Revolution, der Zerfall des Heeres und der meteorhafte Ruhm des Rechtsanwalts Kerensky. Nach vielen Mißgriffen und Irrtümern, nach vielen Enttäuschungen, ernannte Kerensky den General Kornilow zum Oberbefehlshaber des Zehnmillionen-Heeres. Dies wurde die kardinale Enttäuschung des sozialistischen Rechtsanwalts. Der orientalische General beschloß, die Zügel der Macht selbst zu ergreifen. Den Weg zur Macht sperrten ihm die Sozialisten, Kerensky und die Sowjets. Die Macht aber bedeutete für Kornilow die Fortsetzung des Krieges, die Disziplin, das Ende der Revolution und die Ausdehnung der Felddienstordnung über das ganze Riesenreich. Um dies herbeizuführen, sammelte Kornilow „die wilde Division“ der eingeborenen Kosaken, einige hundert ausgesuchte Offiziere und die Ritter des heiligen Georg um sich. Mit diesen Truppen verließ Kornilow an einem trüben Juli-Morgen des Jahres 1917 sein Hauptquartier Mogilow, um Petersburg zu erobern, die Sozialisten zu vertreiben und die Ordnung wieder herzustellen.

Im Weichbilde von Petersburg endete dann die offizielle Laufbahn des Oberbefehlshabers. Den kaukasischen Eingeborenen und den Rittern des heiligen Georg stellte Kerensky die gesammelten Kräfte der jungen Revolution entgegen: Matrosen, bewaffnete Arbeiter und Intellektuelle und für den äußersten Fall, als letztes Hilfsmittel, eine Delegation echter kaukasischer Geistlicher und Fürsten, die den eingeborenen Truppen Kornilows einbläuen sollten, daß sie sich die eben errungene Freiheit nicht nehmen ließen. Die Überredungskunst der kaukasischen Weisen, sowie die „vereinigten Kräfte der russischen Revolution“ erwiesen sich diesmal äußerst wirkungsvoll. Die Revo-

lution siegte, vor den Toren Petersburgs endete die Laufbahn Kornilows. Damit schloß die idyllische Periode der russischen Revolution endgültig ab! —
Mit diesem Siege schlug sich Kerensky selbst aufs Haupt. Die bolschewistischen Sieger, die er in Marsch gesetzt hatte, spürten ihre Kräfte.
Der Oberbefehlshaber der zehn Millionen wurde verhaftet. Bald fielen jedoch die Matrosen, die bewaffneten Arbeiter, ja sogar die Delegation der weißen Kaukasier von Kerensky ab. Im Weiberrock verkleidet floh der Premier-, Innen-, Kriegs- und Marineminister des demokratischen Rußland aus dem Winterpalais zu Petersburg. Das berühmte Frauenbataillon, Weiber in Hosen, verteidigte als letztes den Sitz der Regierung. Auch General Kornilow floh, allerdings nicht in Frauenkleidung und auch nicht unter dem Schutz von bewaffneten Mädchen. Die wilden, tekinischen Reiter befreiten ihn in der Nacht aus seiner Haft. Auf kleinen turkestanischen Pferden entfloh er, von seiner Leibwache geschützt, der mordenden, plündernden, stolzen Kaiserstadt Petersburg, dem verblutenden Moskau und den Bolschewiki, die nun die Schlupfwinkel ihrer Verschwörerzeit verließen und hinter den dicken Mauern des Kreml ihr Hauptquartier aufschlugen.
Er floh nach dem Süden, ins Gebiet des Don, in die stillen Kosakendörfer seiner Heimat. Das alte Rußland war völlig in Unordnung geraten. In den Hauptstädten, in den Dörfern und Fabrikzentren saßen die Bolschewiki. Sie waren, um mit Trotzki zu reden, für den General Erscheinungen aus der vierten Dimension. — Fabrikbesitzer, Schriftsteller, Offiziere, Gelehrte, die ganze Elite des alten Rußland, kurz das gesamte Bürgertum verließ das Gebiet der „Verräter von Brest-Litowsk", verließ die vornehmen Villen, Paläste, Banken, Fabriken, Regimenter und Universitäten und floh, floh nach dem Süden, in das Gebiet

der freien Kosaken, an den stillen Don, in das historische Eldorado der russischen bäuerlich-kosakischen Tradition.

Hier am stillen Don, zwischen Kosakendörfern und Gütern, im adligen Herzen des kriegerischen Landes wurde das „weiße Rußland“ geboren. Sein Vater war Lawr Kornilow, Kosakengeneral, ehemaliger Oberbefehlshaber des russischen Feldheeres: Mit einer Schar wilder Tekiner war er eines Tages an den Ufern des Dons aufgetaucht. Aber der stille Don war nicht mehr der friedliche Fluß von einst. Zwar wollten die Kosaken noch nichts von den Bolschewiki wissen, zwar regierte noch in Nowotscherkask, der Hauptstadt der Don-Kosaken, der Ataman des „allerglanzreichsten Donheeres“. Doch sah man in den Straßen der Kosakenstädte Rostow und Nowotscherkask außer dem bunten Militär geflohene Hofdamen, ausgewanderte Schulen, arbeitslos gewordene Generale und die Redakteure der meisten Petersburger Blätter. All das behagte den Kosaken durchaus nicht. In den Dörfern, wo früher der Zar, der Ataman und der Familienälteste geherrscht hatten, tauchten plötzlich junge Burschen auf, die offen, in Gegenwart ihrer ebenso verständnislosen wie medaillenbehangenen Väter, die Eindringlinge aus dem Norden und das hohe Militär mißtrauisch bekrittelten und ihre Hoffnung und Meinung zum besten gaben, nach der die rätselhaften Sowjets im Norden doch wohl die einzig wahren Beschützer der Kosakenfreiheit wären. Durch das Reich wälzte sich das chaotisch zurückflutende aufrührerische Heer der zehn Millionen, das einst der Zar aufgerufen hatte und das jetzt seine Waffen, seine fragwürdige Disziplin und seine sehr problematische Begeisterung der neuen Regierung der R. S. F. S. R. teilweise zur Verfügung stellte. Die Freizone um den Don wurde immer enger. In den Kosakenstädten und -dör-

tern saßen die Kosaken, spotteten über das zu ihnen geflüchtete Militär und rührten keinen Finger. Offiziere aller Regimenter lungerten auf den Straßen herum, fürchteten sich vor den Bolschewiki und schauten auf die Kosaken als die einzigen von Gott gesandten Verteidiger des heiligen Rußland.

In Nowotscherkask und dann in Rostow, der größten Stadt der Kosaken, schlug General Kornilow sein Hauptquartier auf. Er zog in das prunkvolle Palais Paramonows, stellte an der Tür die tekinische Wache auf und begann die wenigen Flüchtlinge, die seiner Idee noch zugänglich waren, um sich zu sammeln. So entstand Ende des Jahres 1917 im Palaste des Fabrikbesitzers Paramonow das „weiße Rußland".

Nur wenige Generale sammelten sich um Kornilow, doch hatte jeder von ihnen im Lande einen Anhang. Bald drangen in alle Gegenden Rußlands feurige Aufrufe an die Offiziere ihrer ehemaligen Regimenter, zwecks Bildung einer freiwilligen, antibolschewistischen Armee. Die Don-Regierung, der zarentreue General-Hetman Krasnow, unterstützte dieses Beginnen. In allen Städten und Dörfern des Don-Gebietes wurden die Aufrufe Kornilows angeschlagen. Alle geflohenen Offiziere wurden beschworen, der weißen Armee beizutreten. Auch tauchten plötzlich Kosaken auf, die eigene Regimenter bilden wollten. Die Offiziere sollten als einfache Soldaten in der Armee dienen, und ihre Führer waren die besten Generale Rußlands: Romanowsky, Aleksejew und Denikin.

Die Generale hielten Reden, die Kosaken schworen für die Freiheit zu sterben. Jeder, der es nur wollte, durfte ein Regiment aufstellen. Alle verschworen sich in kürzester Zeit Moskau zu erobern. Irgendein Kosakenoffizier mit Namen Grekow, genannt der weiße Teufel, sammelte eine richtige Landsknechtschar um sich, die sofort zu plündern begann. Über diesem heil-

losen Durcheinander funkelten die geschlitzten Augen des Generals Kornilow, der wie kein Zweiter in ganz Rußland von der weißen Idee fanatisch besessen war. Monatelang dauerte die Agitation Kornilows und seiner Generale. Inzwischen verengerte sich der Kreis um den Don immer mehr. Immer gleichgültiger wurden die Kosaken; und als eines Tages das weiße Rußland zur weißen Tat werden sollte, stellt es sich heraus, daß das alte heilige Rußland der Zaren, Priester und Generale dem Zehn-Millionen-Heer von Rebellen nur eine Armee von 4000 Mann entgegenstellen konnte. Die Aufrufe der Generale, die Schwüre der Kosaken, die Gebete der Popen, Jahrhunderte alte Tradition von Zarentreue, Disziplin und Pflichterfüllung, all dies vermochte aus Zehntausenden von geflohenen Offizieren nur viertausend zusammenzubringen. Immer fester schloß sich der Kreis des roten Heeres, immer verzweifelter wurden die Aufrufe Kornilows. Endlich versammelte der General seine Armee in seinem Hauptquartier. In die Vorstadt von Rostow zogen bereits die Bolschewiki ein, während Kornilow und mit ihm die Armee des weißen Rußland die Kosakenstadt verließ, um sich durch Steppen und Wüsten einen Weg zu bahnen.

II.
DER EISIGE FELDZUG

Es zogen durch die Steppe Viertausend, und ihrer Feinde waren zehn Millionen, die zurückströmenden Soldaten, Bauern, Arbeiter und Bolschewiki. Die Viertausend nahmen den Kampf auf. Sie zogen durch die eisigen, verödeten Don-Steppen. Der Feind verfolgte sie. An der Spitze, umringt von wilden Tekinern, ritt Kornilow, hinter ihm flutete das bunte Durcheinander der Uniformen, Sprachen und Rassen. Irgendwoher aus der Steppe stießen unter Führung eines sibirischen Kosaken dreißig hergelaufene Chinesen auf die Truppe. Niemand wußte, was sie zur Armee des weißen Rußland trieb, die Angst vor den Bolschewiki oder die Hoffnung auf Raub. Im ersten Regiment lief eine Abteilung Perser mit, die unter russischer Flagge munter persische Kriegslieder sangen. Mit ihnen verständigte sich der General selbst. Voran zogen buntuniformierte turkestanische Reiter, deren Sprache gleichfalls nur der General verstand. Georgische Fürsten, russische Gardeoffiziere, russische Studenten bildeten das Gros der Truppe. Hinterher jedoch, in primitiven Kutschen, fuhr der Troß: einige Damen, ein paar Journalisten, ein Dutzend rivalisierender Generale, die ihre Truppen suchten und ein einziger gebürtiger Bauer, der Matrose Batkin, der das Volk vertrat, in den Dörfern, die passiert wurden, feurige Reden hielt und von allen hohen Militärs mit Ausnahme Kornilows glühend gehaßt wurde. Ganz hinten aber und wie zum Hohn von einem Frauenbataillon geleitet,

rumpelten auf klapprigen Bauernwagen ein paar kümmerliche Zivilisten.

Die Zivilisten hatten blasse, gedunsene Gesichter, blickten hochmütig auf die Armee und wurden selbst von den weiblichen Leutnants mit ausgesuchtem Spott behandelt. Nur wenige wußten, wie das zivilistische Gepäck der Kornilow-Armee hieß. Die Wissenden lachten verächtlich, denn diese höchst unsoldatischen, fremdländischen Blaßgesichter stellten die Regierung der Republik Kuban dar, eine richtige Regierung, die, von überall vertrieben, auf der Suche nach einer geeigneten Tätigkeit, sich der Armee angeschlossen hatte. Die Armee mit den stolzen Generalen, Gardeoffizieren, Chinesen, Persern und Ministern stieß allerorten auf den Feind. Die flache Steppe lag gefahrvoll vor ihnen. Ringsum am Horizonte zogen die roten Feinde. Es verging kein Tag, keine Stunde ohne Überfall. Die Strecke eines jeden Tages mußte erobert werden. Durch Eis und Schnee, ohne warme Kleider, ohne Essen, zu Fuß, täglich von Gefahren bedroht, so zogen die Viertausend durch die Steppe. In den Dörfern wurden sie von finsteren Bauern empfangen. Sie wußten, jeder Bauer war ein Bolschewik. „Laßt uns durch“, sagte Kornilow den Bauern in jedem Dorfe. „Es wird euch nichts geschehen.“ Nur die wenigsten Dörfer willigten ein, die meisten leisteten Widerstand.

Die Armee Kornilow bestand größtenteils aus Offizieren. Diese Offiziere hatten unter den Bolschewiken grausam gelitten. Fast jeder von ihnen hatte längere Zeit in der Tscheka gesessen, vielen waren Frau und Kinder erschossen worden. Jetzt nahmen sie Rache an den Bauern und Bolschewiken der Steppendörfer. Wenn der weißen Armee eine Abteiltung von Bolschewiki in die Hände fiel, so wurde sie auf den Dorfplatz getrieben. Die Offiziere erschienen, meldeten sich bei dem Vorgesetzten und stachen die Gefangenen mit

Bajonetten nieder, denn Patronen waren rar und mußten gespart werden. Nicht jeder wurde zu dieser Exekution zugelassen, wer aber beweisen konnte, daß er Haus und Hof, Weib und Kind durch die Bolschewiki verloren hatte, dem ward alles gestattet, der mordete jeden, auch wenn der Feind keine andern bolschewistischen Merkmale aufwies als ein unsympathisches Äußere. Nur wenn die allerhöchste Generalität anwesend war und die Gefangenen hauptsächlich aus jungen Burschen bestanden, kamen andere Strafen zur Anwendung. Die Gefangenen wurden mit abgezogenen Hosen auf den Bauch gelegt und erhielten von einem Kosaken fünfzig wuchtige Peitschenhiebe. Oft genügte das, um einen Menschen ins Jenseits zu befördern. Während dieser Exekutionen durchstreiften die nicht damit Beschäftigten das eroberte Dorf, um auf eigene Faust zu morden und zu plündern. Zuletzt erschien dann ein General und hielt Reden, und die Armee marschierte weiter durch Eis und Schnee, Frost und Einöde.

Und doch war dieses Häuflein durch die Steppe irrender Menschen keineswegs eine Bande Abenteurer, Plünderer und Mörder. Den Bolschewiki mögen sie allerdings so erschienen sein. Die viertausend in der Schneesteppe verlorenen Offiziere waren der letzte Rest des plötzlich in den Abgrund gestürzten alten demokratisch-intellektuellen Rußland, das sich hier in den Don- und Kubansteppen zur letzten Wehr setzte. Zu Kornilow gehörte damals alles, was nicht unmittelbar bolschewistisch war. Der kleine mongolisch wirkende General verkörperte mit seiner Armee den schönsten Traum der russischen Intelligenz: „Die Konstituante."

Die hergelaufenen Chinesen, Perser und Minister, der räuberische „weiße Teufel", die vornehm lispelnden Gardeoffiziere, sie alle waren unwesentliche Begleit-

erscheinungen. Die Idee des weißen Rußland, die Idee, die den General durch die Steppengebiete führte, war die alte liberale Idee der freien Meinungsäußerung, die jetzt nur noch vom Säbel Kornilow geschützt wurde. Und auch die Prügel, die in seinem Namen den Dörflern verabreicht wurden, standen im Dienste der freien Meinungsäußerung.

Gegen die Kornilow-Armee zog das gesamte Heer der Bolschewiki. Dieses Heer bestand aus Soldaten ohne Offiziere. Das Heer Kornilow bestand aus Offizieren ohne Soldaten. Die Chancen waren ungleich. Immerhin versuchte die Schar der geschulten Offiziere sich gegen die ungeschulten roten Soldaten zu halten. General und jeder Offizier kämpften als gemeine Soldaten. Am Flusse Laba erlebte die Armee ein Schauspiel, das man in Europa seit Jahrhunderten selten gesehen hat. Als die Truppe zu wanken begann, stürzte sich der Oberbefehlshaber persönlich mit seinem Stab und der Leibwache in das Gefecht. Alle Generale kämpften ihm zur Seite in der vordersten Linie.

Immer weiter drang die Armee vorwärts, bald verließ sie die Don-Steppen und erreichte das Kubangebiet. Über gefrorene Flüsse, im Handgemenge mit dem hundertfach überlegenen Feinde bahnte sich die Armee bald ihren Weg. Ihr Ziel war Ekaterinodar, die Hauptstadt von Kuban. Bald zeigten sich in der Ferne die blauen Gipfel des Kaukasus. Eis und Schnee begannen zu tauen, und mit ihnen schmolz die weiße Armee dahin. Gegen Winterwende waren es kaum noch zweitausend Offiziere, die dem General Gefolgschaft leisteten, die anderen waren gefallen oder liefen davon. Das weiße Rußland schien im Sterben zu liegen. Hilfe kam plötzlich und von unerwarteter Seite. Sie kam von den Bolschewiki selbst. In den Monaten des Feldzuges hatten die Bolschewiki in den

Dörfern und Feldern des Südens geherrscht, unter dieser Herrschaft verminderte sich die Zahl der Bauernburschen, die für die Herrschaft der rätselhaften Sowjets schwärmten, außerordentlich. Hie und da brachen Bauernaufstände aus, und die Bolschewiki zeigten bald, daß sie, wenn auch nichts anderes, so doch die Kunst der Generale, Aufstände zu unterdrücken, übernommen hatten.

Am Fuße des Kaukasus traf die Armee auf vereinzelte Dörfer der Tscherkessen. Das erste Dorf war das große Tscherkessenaul: Naschuchai. Wie üblich sandte die Armee Parlamentäre, um die Einwohner zu überreden, den friedlichen Durchzug zu gestatten. Die Parlamentäre verblieben eine Weile im Aul und kehrten mit der Botschaft zurück, daß sie niemanden gefunden hätten. Das Aul war menschenleer. Erst nach Stunden zeigten sich hinter Hügeln vereinzelte Gestalten. Sie näherten sich der Truppe und traten vor den General und sagten: „Wir sind das Volk der freien Tscherkessen. Die Bolschewiki versprachen, uns alles zu geben, was wir brauchen. Wir haben ihnen geglaubt. Jetzt sind unsere Häuser zerstört, unsere Frauen geschändet. Dörfer, die früher dreihundert Mann beherbergten, zählen jetzt kaum noch hundert. Führe uns, denn wir wollen an den Bolschewiki Rache nehmen.“

Dorf für Dorf schloß sich der Armee an. Der Mullah rief zum heiligen Krieg auf, es wehte die grüne Fahne des Propheten. Am Platz vor der Moschee hielt Kornilow Parade ab über die neue wilde Division. Dann zog die Armee weiter. Vom Minarett sang der Muezzin die Gebete der Rache. Der rustikale kaukasische Orient füllte die Reihen der Armee auf. Die grüne Prophetenfahne stand zum ersten Male neben der Trikolore des Zaren. Das hatten die Bolschewiki zuwege gebracht.

Die Armee zog weiter. Wieder setzte der Frost ein. Wieder zeigten sich am Horizont die Streitkräfte der Bolschewiki. Und wieder war das weiße Rußland von der Roten Armee eingekreist. Das Heer näherte sich Jekaterinoslaw, dort sollte sich sein Schicksal entscheiden. In Jekaterinoslaw sammelten sich die Streitkräfte der Roten, schwere Artillerie, aus dem Weltkriege übernommen, verteidigte die Stadt. Ein Häuflein von Tscherkessen, Persern und Gardeoffizieren, ohne Munition, in Lumpen, begann die Belagerung.
Alles was an Kämpfern aufgeboten werden konnte, sammelte Kornilow um die Stadt. Er selbst führte den Angriff. Der monatelange Feldzug durch Eis und Schnee, der sagenhafte Kampf gegen die Übermacht hatten Kornilow zum Volkshelden gemacht. Die Bauern und Kosaken strömten jetzt zu seinen Fahnen. Man begann bereits die Außenbezirke der Stadt zu stürmen. Alle Kosaken, Offiziere und Tscherkessen wußten, daß die Eroberung der Stadt unter dem heldenhaften Kornilow die Befreiung ihres Rußland bedeuten würde. Die Eroberung der Stadt sollte durch eine einzigartige Attacke eingeleitet werden. Kornilow selbst stürmte voran. Auf bolschewistischer Seite standen an den Richtkreisen der schweren Geschütze alte, geübte Matrosen, der Stolz der Sowjet-Armee. Die Matrosen hatten sichere Augen und geschulte Hände. Sie verstanden zu schießen. Beim dritten Angriff fiel General Kornilow, Oberbefehlshaber Rußlands, als Opfer der feindlichen Artillerie.
Die Nachricht vom Tode des Generals wurde verheimlicht. Die Tekiner brachten seine Leiche in der Nacht in eine halbzerstörte Kirche. Irgendein zu Tode erschrockener Pope las die Gebete. In der kleinen, dunklen Kirche standen die Generale des alten Rußland und die wilden Tekiner. Sie weinten. Alle wußten, mit Kornilow starb der Volksheld, der einzige volkstüm-

liche General des alten Reiches. Langsam verbreitete sich die Nachricht in der Armee, und sie wirkte. Die Belagerung wurde aufgegeben. Die Armee flutete zurück, der eiserne Ring der Bolschewiki umschloß sie. Den Oberbefehl übernahm nunmehr General Denikin. Wie durch ein Wunder gelang es ihm, mit der geschlagenen Armee fliehend die Reihen der Bolschewiki zu durchbrechen. Die Verwundeten wurden zurückgelassen, die Vorräte fielen dem Feind zu.

General Denikin führte die besiegte Armee zum stillen Don, in die Stadt Nowotscherkask, den Sitz der Regierung der freien Don-Kosaken. Geschlagen, aber ruhmbedeckt kehrten sie heim. Nicht viele haben den ganzen „eisigen Feldzug" durchgehalten. Aber noch heute, zerstreut in alle Länder der Welt, tragen sie an der Brust den kleinen, silbernen Dornenkranz, den Denikin jedem Teilnehmer des Feldzuges verlieh.

Mit diesem Feldzuge endete auch die erste Etappe des weißen Rußland.

III.
„SÖLDNER UND SÄNGER“

Der Stolz der Bolschewiki waren die revolutionären Matrosen, der Stolz des weißen Rußland waren die Kosaken, die berühmten Reiter des Zarenreiches. In Europa hat man von ihnen keine genaue Vorstellung. Man weiß nur, daß die Kosaken voranritten, wenn das Heer des Zaren in den Kampf zog, mit wildem Geheul den Feind überfielen und meist siegreich blieben. Also, denkt man in Europa, bilden die Kosaken die tüchtigste Kavallerie des zaristischen Heeres.

Die Kosaken als Volk und die seltsame Geschichte dieses Volkes sind in Europa unbekannt. An den Ufern der großen Flüsse, Don, Kuban und Terek, in den reichen Ebenen Südrußlands, Sibiriens und des Kaukasus lagen die freien Kosakendörfer mit ihrer reichen, hochmütigen Bevölkerung. Die Geschichte dieser Bevölkerung ist alt. Als die ersten Zaren, von Moskau aus, ihre Herrschaft über ganz Rußland erweiterten, beugte sich nicht alles der neuen Macht. Die Bauern, die nunmehr Leibeigne der Bojaren wurden, die kleinen Adligen, die sich von der neuen Macht bedroht fühlten, Räuber, Diebe, fortgejagte Priester, kurzum alle unruhigen Elemente, wollten vom Zaren nichts hören, wollten nicht in einem geordneten Staate leben. Einer nach dem andern, Hunderte und Tausende mutiger Burschen flohen in das sogenannte „wilde Feld“, wie man damals alle südlichen, von dem Zaren nicht eroberten russischen Steppen nannte. Dort organisierten sie Scharen, wählten einen Het-

an und führten das Leben freier Räuber und Krieger. Sie plünderten alles, was zu plündern war, trotzten allen Gesetzen und waren die robusteste Menschengemeinschaft, die es gab. Genannt wurden sie: die Kosaken, was in der Sprache ihrer Nachbarn, der Kirgisen, „Steppenvögel“ bedeutet. Rußland bekämpfte die Kosaken genau wie jede andere Macht, mit der es sich auseinandersetzen mußte. Niemandem gelang es aber, über diese wilden Anarchisten Herr zu werden. Immer größer wurde die Zahl der Kosakenheere und immer weiter das Gebiet, das vor ihnen zitterte. Unten in der südlichen Ukraine, am Dnjepr, gründeten sie zuletzt eine eigene Räuberrepublik, die sogenannte „Saporoschskaja Setschj“, in die jeder aufgenommen wurde, der von dem Zaren verfolgt wurde. Auf der Insel Chortyz befand sich die Festung dieser Republik. Der Flüchtling konnte in die Festung kommen und wurde nach Erledigung eines einfachen Rituals in die Kosakengemeinschaft aufgenommen. Die Aufnahmezeremonie verlangte die richtige Beantwortung folgender Fragen: „Woher kommst du?“ — „Weiß ich nicht“, mußte die Antwort lauten. „Glaubst du an Gott?“ — „Ja.“ „Und an die heilige Dreieinigkeit?“ — „Auch.“ „Schlag mal ein Kreuz.“ Der Flüchtling tat es. Damit war die Zeremonie der Aufnahme beendet. Dem Neuaufgenommenen wurde ein Glas Wodka gereicht und ein Kosakenname gegeben. Jetzt war er vollberechtigtes Mitglied der Kosakenrepublik.

Die Organisation dieser alten Republik war denkbar einfach. In jedem Jahre wurden ein Hetman, ein Wodkabrenner und ein paar andere Funktionärbehorden gewählt, und nach jedem Feldzug wurde die Beute gleichmäßig unter alle verteilt, wobei der Hetman nicht mehr bekam als der jüngste Kosak.

Erst allmählich erkannten die Zaren, daß die wilden

Raufbolde im Süden Rußlands dem Reiche von Nutzen sein könnten. Man begann zu den freien Kosaken Gesandte zu schicken und versprach, ihre Rechte zu respektieren, wenn sie für den Zaren die Grenzen schützen wollten. Die Kosaken waren einverstanden, verlangten aber bestimmte Richtlinien, da sie sonst den Zaren auch weiterhin plündern müßten. So kam es, daß die Zaren einzelnen Kosakenheeren riesige, von den Nomaden bewohnte Gebiete schenkten, ihnen die Eroberung dieser Gebiete überließen und dafür das „allerhöchste Wohlwollen" versprachen. Ganz Südrußland, der Kaukasus und ein Teil Sibiriens, die von Bergvölkern und Tartaren bewohnt waren, wurden auf diese Weise zum Kosakengebiet. Die Völker dieser Gegenden waren dem Zaren schon lange ein Dorn im Auge. Christlich waren sie nicht, friedlich waren sie auch nicht, folglich überließ man ihr Gebiet den tatendurstigen Kosaken. Mit Feuer und Schwert überfielen die Kosaken die ihnen ausgelieferten Völker, vernichteten sie, nahmen ihr Land und besiedelten es. So entstanden die Kosakenheere vom Don, Kuban und Terek.

Allmählich wurde der alte Groll zwischen den Zaren und den Kosaken vergessen. Die Kosaken bekämpften den Feind, schützten die Grenzen und eroberten immer neue Provinzen. Und auch der Zar sorgte väterlich für seine Kosaken und gab ihnen Rechte und Freiheiten, die außer ihnen niemand in Rußland besaß.

Das Leben dieses freien Heeres war merkwürdig. In den Tälern des Don, Kuban und Terek bildeten sie Staaten im Staate. Das riesige Land der südlichen Steppen war unantastbares Grundeigentum des Kosakenheeres, nicht der einzelnen Kosaken, sondern des ganzen Heeres. Das Heer zerfiel in Regimenter, und jedes Regiment hatte sein Land, auf dem seine Dörfer

standen. Jeder erwachsene Kosak erhielt vom Heer ein Stück Land sowie alles, was er zu dessen Bestellung notwendig hatte. Starb der Kosak, so fiel sein Land wieder an das Heer zurück. Die Kosaken waren eine geschlossene Kaste, die peinlich darauf bedacht war, ihre Rechte zu wahren. Sie heirateten meistens nur unter sich, hatten eigentümliche Sitten und noch eigentümlichere Begriffe von Pflicht und Ehre. Wenn z. B. ein Kosak dem andern Geld lieh, so geschah es in der Nacht, verschwiegen und geheim. Schuldscheine gab es nicht, der Schuldner zeichnete einfach mit Kreide auf einem schwarzen Brett weiße Kreuze, die die geliehene Summe bezeichneten. Wenn er das Geld nicht rechtzeitig zurückgab, so verlangte der Gläubiger nicht etwa das Geld, sondern drohte nur, daß er die Kreuze auslöschen werde. Das bedeutete für den Schuldner die größte Schande, die es nur geben konnte. Half diese Drohung nichts, so wischte der Gläubiger die Kreuze wirklich aus und weigerte sich, von dem also Entehrten das Geld anzunehmen. Statt dessen ging er aber in die Kirche und bestellte ein Gebet, in dem der unpünktliche Schuldner verdammt wurde.

Für die Freiheiten und den Reichtum, die ihnen der Zar geschenkt hatte, kamen die Kosaken ihren Pflichten getreulich nach. Sie bildeten ein ständiges Heer und waren, im Grunde genommen, nur zum Ackerbau beurlaubte Soldaten. Von klein auf mußte der Kosak dem Zaren dienen, und erst im Greisenalter ging sein Dienst zu Ende. Nur Kosaken durften den Kosaken befehlen, kein anderer Mann, geschweige denn ein Ausländer. Deshalb wählten sie lange Zeit ihren Hetman selbst, und erst in letzter Zeit ernannte der Zar den obersten Befehlshaber des Kosakenheeres. Die Atamane, die einzelnen Befehlshaber der Truppenteile und Dörfer, wurden aber auch weiterhin selbst

gewählt, ebenso wie die sonstigen Behörden des Kosakenlandes.

Jahrhundertelang lebten die Kosaken so, kämpften für den Zaren, wahrten ihre Freiheit und waren, alles in allem, das reaktionärste Element Rußlands. Tief im Innern ihrer Kosakenherzen aber glomm der ererbte Haß gegen die moskowitischen Brüder im Norden weiter, tief im Innern fühlten sie, daß Moskau nunmehr nicht der ältere Bruder, sondern der Herrscher der Kosaken war. Im Weltkriege erfüllten sie noch einmal ihre Pflicht und verbluteten an den Fronten. Als aber die Revolution kam, der Zar abdankte, und das Reich zerfiel, wachte in den Kosaken der alte Steppengeist auf. Mit einem Rußland ohne Zaren wollten sie nichts mehr zu tun haben. Plötzlich entsannen sie sich aller Sünden Moskaus, beriefen in ihren Städten den alten „Heereskreis“ der Kosaken ein und beschlossen von nun ab selbständig über ihr Schicksal zu bestimmen. So entstanden im Jahre 1917 die Republiken von Don und Kuban, die nichts mehr von einem Rußland wissen wollten. Da sie aber disziplinierte Soldaten waren, wählten sie die ältesten Kosakengenerale zu ihren Staatsoberhäuptern, am Don den General Kraßnow, am Kuban den General Flimonoff.

Das selbständige Dasein bekam den Kosaken gut. Am Don erfand man sogar ein Wappen, das ein Faß Wodka und einen darauf reitenden, splitternackten aber bewaffneten Kosaken darstellte. Die Kuban-Kosaken gingen noch einen Schritt weiter und sandten eine eigene diplomatische Delegation nach Paris, die den erstaunten Franzosen die Existenz eines freien Kuban-Volkes melden sollte. Von Rußland, Bolschewiken und Weißgardisten wollten die emanzipierten Kosaken zunächst nichts mehr hören. Erst als die Bolschewiken die Kosakenländer vorübergehend einge-

nommen hatten, und die reichen Kosakenbauern mit den Sowjets in persönliche Berührung getreten waren, machte sich im Kosakenparlament ein Umschwung bemerkbar.

Die Kosakenheere schlossen sich nunmehr den Weißgardisten an, unterstützten die weißen Generale und zogen für sie in den Kampf. Bis zum Ende des Bürgerkrieges hörten aber die bizarren Kosakenregierungen nicht auf, sich als selbständige Großmächte zu betrachten.

Die Länder der „allerglorreichsten christlichen Kosakenheere“ wurden zum Mittelpunkt des weißen Kampfes. Von neuem führten die Atamane die Kosakenheere ins Feld, von neuem ertönten in den Steppen die Kriegslieder des Kosakenvolkes. Damit begann der Leidensweg der Kosaken, damit begann ihr Untergang. Von heimischen, grotesk aufgeblasenen Politikern geleitet, von alten Generalen geführt, verbluteten die Kosaken an allen Kampffronten des Bürgerkrieges. Sie wurden zum Stolze des weißen Rußland. Ihre plötzlich aufgetauchten wilden Führer Schkuro, Mamonow und viele andere leisteten Unerhörtes. Mit einer kleinen Abteilung seiner „Wolfsköpfe“ eroberte Schkuro fünf Städte, in denen er sämtliche Bolschewiken hängte, und der Raubzug Mamonows in das Innere Rußlands schuf ganzen Regimentern beträchtliche Vermögen. Dieser Bürgerkrieg kannte keine Gnade, und die Greuel der Kosaken waren nicht geringer als ihre Heldentaten.

Auf ihren kleinen, langmähnigen Pferden durchritten sie die Ebenen, brannten Dörfer nieder, prügelten und mordeten, kämpften und verbluteten. Auf ihre Art wollten sie das alte heilige Rußland erretten. Aber sie wurden in diesen Kämpfen müde. Der Gegner wurde immer mächtiger. Nur mit Mühe konnten sie sich noch zur Wehr setzen. Ihre besten Kräfte hatten

sie im Weltkrieg geopfert, was noch übrig war, wurde jetzt im Bürgerkrieg verbraucht.

Und plötzlich, in der Zeit der größten Erschöpfung, entstand im Rücken des Kosakenvolkes ein neuer, mächtiger Gegner. Die Bergvölker, die vor Jahrhunderten von den Kosaken in die Berge des Kaukasus vertrieben worden waren, standen jetzt gegen sie auf. Die Stunde der Rache hatte geschlagen! Wie eine Lawine kamen sie von den Bergen, die Tschetschenen, die Kabardiner, die Inguschen. Furchtbar war die Rache des Bergvolkes. Die Kosakendörfer wurden ausgeplündert und angezündet, die Häuser wurden niedergebrannt, und bald wurden auf der Stelle, wo das Dorf gestanden hatte, mit dem kaukasischen Pfluge Ackerfurchen gezogen, damit die Stätte, auf der das Dorf gestanden hatte, niemals wieder gefunden werde. Ein Tag genügte den wütenden Kabardinern, um ein blühendes Dorf dem Boden gleichzumachen. Dann kamen vom Norden auch noch die Bolschewiki und zogen den Schlußstrich unter die Taten der Kaukasier. Die Kosaken verteidigten sich heldenhaft. Bevor es zum Entscheidungskampfe kam, schoben sie einige ihrer mutigsten Kämpfer in das Innere des Landes ab. Sie erretteten so einige ihrer Besten vor der Niedermetzelung, damit, wie sie sagten, die Kosakenwurzel für künftige Zeiten erhalten bliebe. Dann, als alles zusammenbrach, als die Bolschewiken und Kaukasier ihre Länder besetzt hielten, wanderten sie geschlossen mit ihren Regierungen, Generalen und Atamanen aus. Zuerst ging es nach Konstantinopel. Später über den Balkan nach Europa, Asien und Afrika. Die Städte Europas nahmen die Kosakenregimenter auf. Das Kriegsvolk blieb auch im Auslande in Regimentern und Heeren organisiert. Fünfzehn Kosakenregimenter, vielmehr ihre geringen Reste, haben in bescheidenen Pariser Hotels Wohnung genommen;

Es sind dieselben, die 1814 am Champs-Elysées ihre siegreichen Zelte aufgeschlagen hatten. Von Paris aus wird auch das in der übrigen Welt zerstreute Kosakenheer regiert. Dort wohnt mit seinem Stab General Bogajewsky, der oberste Hetman aller Kosakenheere. Fast in allen großen Städten Europas, in Berlin, Prag, Sofia usw. sind einige Kosakenregimenter stationiert, die wohlverstanden oft nur aus wenigen Männern bestehen. In irgendeinem kleinen Vorstadthaus befindet sich der Stab, die „Staniza“. Dort wohnt der „Stanizenataman“. Und die freien Kosaken selbst leben in der ganzen Stadt verstreut als Taxichauffeure, Kellner und Zeitungsverkäufer.

Ein paarmal im Monat versammeln sie sich, bilden den Heereskreis, und die alten Kosaken erzählen der heranwachsenden Jugend von den stillen Dörfern des Don und Kuban, von dem Glanze der alten Kosakenheere und dem großen Blutvergießen des Bürgerkrieges. Dann singen sie die wehmütigen Kosakenlieder der Heimat, sprechen von den alten Kriegskünsten, empfangen die Befehle des Ataman und kehren in den Alltag zurück. Zehn Jahre sind vergangen, seitdem die Schiffe der Kosaken an den Ufern des Bosporus landeten. Unzerstört lebt das vielköpfige Heer der Kosaken seitdem im Auslande weiter, arbeitet fleißig, gehorcht den Atamanen und wartet auf die Zeit, wo man wieder auf kleinen, langmähnigen Kosakenpferden in den Kampf gegen Bolschewiki und Bergvölker ziehen wird.

Friedliche Berufe liegen den Kosaken nicht. Mit sich ins Ausland nahmen sie ihre wundervollen Kosakenlieder und das disziplinierte, wortkarge Heldentum ihrer Art. In den Ländern Europas, wo tapfere Krieger begehrt sind, auch in China, in Südamerika und in der Fremdenlegion bilden sie ausgezeichnete Truppen, schlagen sich tapfer im Dienste fremder

Heere und vergießen ihr Blut für eine fremde Sache. Sie sind heute Söldner geworden, kämpfen für Brot und Geld. Immer aber, wenn sie in fremde Dienste treten, tun sie es unter dem Vorbehalt, daß ihr Dienst an dem Tage endet, wo der Hetman aller Kosakenheere sie zum Kampfe ruft in die Steppen des stillen Don.

Dort aber, wo Friede herrscht, wo kein Blut mehr fließt, dort erobern sich die Kosaken die Welt durch ihre Lieder, die wilden und zarten Lieder der Kosaken. In den Gebieten der U.S.S.R., am Don, Terek, Kuban gibt es keine Kosaken mehr. — Kosakenchöre — Kosakensöldner — wirken in der weiten Welt. In der Heimat wurden die Kriegergeschlechter ausgerottet.

IV.

DER DURCHLAUCHTIGSTE HETMAN, DER BUCHHALTER PETLJURA UND VÄTERCHEN MACHNO

Im Südwesten Rußlands, am mächtigen Dnjeprstrome, breitet sich eine weite, reiche Ebene aus. Einst ließen sich in dieser Ebene an den beiden Ufern des Stromes nordische Ritter nieder, trieben mit Byzanz Handel und bekriegten ihre Nachbarn. Sie erbauten Städte, errichteten Festungen, gründeten Klöster und nahmen bald die Sprache ihrer Untertanen an. Dann kamen die Steppenvölker, zerstörten die Städte und nahmen die Töchter der Ritter mit. Nach der Vertreibung der Steppenvölker setzten sich die freien Kosaken an den Ufern des Dnjepr fest. Vielen Herrschern gehörte das Land im Laufe der Jahrhunderte, polnischen Königen, tartarischen Khanen und Kosakenhetmanen.

Inmitten des Landes wuchs und gedieh die alte heilige Stadt Kijew, die Stadt der Klöster, die Stätte der Hetmanpaläste und das Ziel frommer Pilger. Zuletzt kamen die Heere des Zaren, besetzten das Land und die Stadt, verjagten den Hetman und erklärten Land und Volk als Rußlands Eigentum. Das Land nannte sich Ukraine und wollte nicht russisch werden. Als endlich das Zarenreich zerfiel, war die Ukraine eine der ersten Provinzen, die sich von Rußland loslösten. Ein Parlament wurde gebildet, ein rasch aufgestelltes nationales Heer vertrieb die einheimischen Bolsche-

wiki. Die Ukraine begann sich nunmehr in die Grundsätze der modernen Demokratie einzuleben.

Aus dem Norden, aus den verhaßten moskowitischen Städten strömten die Flüchtlinge herbei, die Ukrainer empfanden sie als rassefremdes, nordslawisches Gesindel. Man ließ die Fremdlinge ins Land hinein, aber man richtete sich keineswegs nach demokratischen Grundsätzen, sondern behandelte sie herzlich schlecht. Unter den Flüchtlingen, die die demokratische Ukraine aufsuchten, befand sich auch ein vornehmer, nicht mehr ganz junger Gardeoffizier, der auf den Namen Paul Skoropadsky hörte, in Kijew aber sofort aus dem nördlichen Paul das weiche ukrainische Wort Pawlo machte. Er hatte übrigens das Recht dazu, denn er war der letzte Nachkomme des letzten Hetmans der Ukraine. Doch gelangte diese Tatsache erst jetzt aus der Stille des Familienarchivs hinaus in den lauten Bereich der Politik.

Für die ukrainischen Nationalisten war der letzte Nachkomme des letzten Hetmans ein hochwillkommener Gast. Pawlo Skoropadsky war General und hatte außerdem zum hohen Militär fremder Länder ausgezeichnete Beziehungen. Beziehungen waren aber für die ukrainische Bevölkerung, die die bolschewistische Invasion über alles fürchtete, von großem Gewicht. Nur ganz kurze Zeit lebte Skoropadsky, nebenberuflich ukrainischer Großgrundbesitzer, als Privatmann in Kijew. Unter dem Druck der heranrückenden Bolschewiki beschlossen die Demokraten der Ukraine, auf die Demokratie zu verzichten und das historische, von altersher geheiligte Hetmansystem wieder einzuführen. Das Parlament hatte nichts dagegen, worauf Pawlo Skoropadsky zum autokratischen Hetman der Ukraine gewählt wurde. Infolgedessen erklärten sich die deutschen Truppen bereit, die Grenzen der Ukraine gegen die Bolschewiki zu schützen. Daraufhin begann sich

der durchlauchtigste Hetman in aller Ruhe der Politik zu widmen. Sein Programm war einfach, es läßt sich in einem Satz zusammenfassen: „Ruhe in der Hauptstadt, Strafexpeditionen gegen die Bauern auf dem Lande.“ Mit der Durchführung dieses Auftrages wurden die „Serdjuki“, die Hetmangarde, betraut. Dann floß das Leben des Herrschers der Ukraine wieder in normalen Bahnen. Er residierte im Palast zu Kijew, regierte und lernte fleißig ukrainisch. Die deutsche Besatzung verteidigte die Grenzen, und die Serdjuki verprügelten indessen die Bauern.

Doch auch des Hetmans Glück erwies sich nicht als beständig. Die ukrainischen Bauern stellten eines Tages dem Hetmanprogramm ein anderes, gleichfalls leicht faßbares Programm entgegen. Dieses Programm lautete: Die Juden müssen ausgerottet werden, ebenso die Russen und die Chliboroben (Großgrundbesitzer). Jeder ukrainische, christliche Bauer erhält 1000 Morgen Land und Wodka auf Staatskosten. Unverständlicherweise wurde dieses Programm als sozialistisch bezeichnet.

Diese neu entstandene Bewegung hatte zu Führern den Buchhalter Petljura, den Schriftsteller Winitschenko und mehrere frischgebackene Räuber. Um die Führer scharte sich eine Truppe, und diese Truppe marschierte alsbald gegen Kijew. Die deutschen Truppen zogen sich vom ukrainischen Throne zurück, so daß dem Hetman außer seiner buntgekleideten Garde nur Studenten, Schüler und geflohene Offiziere als Streitmacht verblieben. Diese verteidigten die Stadt und bezogen primitive Schützengräben. Jenseits dieser Gräben, bei den Bauern, gab es in diesem Augenblick nur eine Sorge. Man suchte in der ganzen Ukraine fieberhaft nach einem stattlichen weißen Rosse, denn der Buchhalter Petljura konnte nur auf einem solchen in die Stadt einziehen. Im Hetmanpalast zu Kijew saß

Indes höchst sorgenvoll Skoropadsky, las die Frontberichte seiner treuen Gymnasiasten und bereitete seine Flucht vor.

Viele Legenden sind später über die Flucht des Hetmans entstanden. Man erzählt, daß er in einem bequemen Sarge Platz nahm, in einem zweiten Sarge seine Familie und in dem dritten den Kronschatz unterbrachte, auf den Särgen die Inschrift anbringen ließ: „Gefallener Offizier des deutschen Generalstabes“, sich auf diese nicht alltägliche Weise durch ganz Kijew transportieren ließ und glücklich auf dem Bahnhof verladen wurde. Wie die Flucht des Hetmans in Wirklichkeit aussah, weiß man nicht. Einige Eingeweihte Leute, die es wissen müßten, berichten, daß er tatsächlich mit Verbänden bewickelt, als deutscher Major zum Sanitätszug geführt und so nach Berlin gebracht worden sei.

Die Gymnasiasten aber, die seinen Thron verteidigten, fielen in der Vorstadt. Petljura zog auf weißem Rosse in die Hauptstadt ein. Es erfolgte ein furchtbarer Judenpogrom, eine Riesenplünderung und ein Manifest an das befreite ukrainische Volk. Das Direktorium, so nannte sich die Regierung Petljuras, begann damit seine segensreiche Tätigkeit.

Zuerst konstruierte man eine Sprache und bezeichnete sie als ukrainisch. Wer diese Sprache nicht sprechen wollte, wurde geköpft. Dann wurden ungeheure Mengen neuen Geldes gedruckt und unter die Truppen verteilt. Einige besonders verdiente Räuber erhielten gute Zivilposten. Russische Aufschriften wurden in ganz Kijew verboten. Diese Anordnung verhalf dem Malerhandwerk zu einem ungeahnten Aufschwung. Petljura, der Buchhalter, war siegreich von seinem weißen Roß gestiegen und stolz in den Palast eingezogen. Er sprach fürderhin nur noch seine selbsterfundene Sprache. Zeitungen, Schulen, Post und alle

ieren Behörden mußten sich gleichfalls dieser neuen ache bedienen. Die Gesetze der neuen Republik nten erst nach langen philologischen Disputationen cheinen, denn die Minister wurden sich untereiner durchaus nicht einig, was nun eigentlich kort ukrainisch sei. Das politische Programm der tei: 1000 Morgen Land jedem ukrainischen, christen Bauern und Wodka auf Staatskosten, konnte r auch ein Petljura nicht verwirklichen. Und die rottung der Russen und Juden war für den ainischen Bauer keineswegs ein ausreichender Er-, der der neuen Regierung seine unverbrüchliche ue gesichert hätte.

wischen rückten von Norden die Bolschewiki an, von Süden die freiwillige Armee des Generals nikin. Im Lande selbst entstanden immer neue, ıst abenteuerliche Räuberbanden mit fabelhaft raalen Programmen. Bald mußte Petljura Kijew veren. Vierzehnmal wechselte Kijew nun seinen Herrr. In einem Luxuszug, der aus Viehwagen bed, reiste das Direktorium durch das Land. Es lte unbedingt an der Macht bleiben.

Wagen das Direktorium, unter dem Wagen das ritorium", sagte Petljura und las einem Dutzend eisterter Zuhörer immer neue Manifeste vor. Minens zehn Regierungen taten um diese Zeit in allen en der Ukraine das gleiche. Immer radikaler wurdie Beschlüsse dieser Regierungen und immer erischer die Banden, die diese Beschlüsse auf ihre se und auf eigene Rechnung zu verwirklichen ten, bis eines Tages die allerradikalste und allererischste Regierung Wind in die Segel bekam. Ihr nun das gequälte Land anheim. Diese Regierung nicht die der Bolschewiken, sie nannte sich: „Die erung der Machnoischen Aufständischenarmee." Regierung ist der erste geglückte Versuch der

Weltgeschichte, in einem Lande eine anarchistische Regierung einzuführen. Der Leiter dieser Regierung war der ukrainische Bauer und Anarchist „Väterchen“ Nestor Machno aus dem Dorfe Guljai Pole. Mit 19 Jahren kam Machno verschiedener anarchistischer Taten wegen ins Gefängnis des Zaren nach Odessa. Er wanderte dann nach Sibirien und landete zuletzt im großen Moskauer Gefängnis, wo er, seines robusten Charakters wegen, dauernd in Ketten lag. Über 10 Jahre verbrachte der Räuberanarchist in den Gefängnissen des Zaren, dann kam die Revolution. Mit dem ersten Zuge kehrte Machno in sein heimatliches Dorf zurück, wo er sich mit Inbrunst der anarchistischen Praxis hingab. Die Bauern von Guljai Pole waren von seiner Lehre sofort begeistert. Sie hatten noch nie davon gehört, daß es eine Regierungsform geben könne, in der alles, aber auch alles gestattet sei. Auch die Bauern der Nachbardörfer waren der Meinung, daß Machno der einzig würdige Repräsentant ihrer Hoffnungen sei. Bald war der Kern der Machnoarmee vorhanden. Machno erließ einen Aufruf an alle Anarchisten Rußlands, in dem er sie aufforderte, mit ihm für die Verwirklichung ihrer Ideale in den Kampf zu ziehen. Alsbald strömten sie alle bei ihm zusammen, aus Moskau, aus Petersburg und den Gebieten der Denikinarmee. Sie kamen, langhaarig, mit Dynamitbomben und theoretischen Schriften reichlich versehen, voll von Erinnerungen an wunderbare Kämpfe, Plünderungen, Anschläge und Attentate, nicht zuletzt in der Hoffnung, unter Machnos Führung den Gipfel ihrer Lebenspraxis zu ersteigen.

Machno wurde zum Abgott der Ukraine. Er begann einen Krieg gegen jegliche Staatsgewalt, gegen die Bolschewiki, gegen die Weißgardisten und gegen Petljura. Sein Ziel war die Errichtung des ersten

gewaltlosen Staates der Erde. Um dieses Ziel zu verwirklichen, ermordete er alle, die für Staatsgewalt waren, und alle, bei denen es etwas zu plündern gab. Bald gehörte ihm die halbe Ukraine, ein Gebiet, in dem Millionen von Bauern auf seinen Namen schworen.

Da aber Machno nicht nur Räuber, sondern auch Theoretiker war, gab er eine Zeitung heraus, in der er der Bevölkerung empfahl, frei, nach eigenem Wunsch und in Übereinstimmung mit den Nachbarn zu leben. Steuern gab es in seinem Lande nicht, für den Bedarf seines Apparates war genügend Kriegsbeute da, das Geld, das er herausgab, trug die Inschrift: „Fälschungen und Nachahmungen werden nicht bestraft.“ Seine Blätter gefielen sich in einer rührenden Sprache. So redeten sie den Eltern milde zu: Es ist durchaus empfehlenswert, die Kinder in die Schule zu schicken. Oder sie säuselten etwa zart: Es ist besser, die Juden nicht zu töten. Befohlen wurde gemäß den anarchistischen Grundsätzen nichts.

Allen Bolschewiki, allen Weißgardisten, überhaupt allen Einwohnern Rußlands, die nicht auf die Anarchie schworen, war Machno ein geschworener Feind. Mit einer Räuberschar von Getreuen durchtobte er das Land, plünderte und mordete, kehrte dann nach Guljai Pole zurück und verteilte die Beute unter die Anhänger des gewaltlosen Staates. Drei Jahre herrschte Machno in der Ukraine, hauste wie eine Geißel Gottes und ward von den Bauern abgöttisch und fanatisch geliebt. „Wir sind Anarchisten, wir dürfen alles“, sagten die Bauern und waren ehrlich überzeugt davon, daß es in der langen Geschichte der Ukraine keine glücklichere Zeit gegeben habe als die Epoche Machno. Hin und wieder, nach einem siegreichen Feldzug, veranstaltete Machno in seiner Residenz ein Gelage. Dabei wurden auch die zu Hause ge-

bliebenen Bauern für die Thesen des Anarchismus aufs allerhöchste begeistert. Väterchen Machno goß Ströme von Wodka hinunter, sang, tanzte, griff schließlich in die Tasche, zog schwere Goldstücke heraus und warf sie in die Menge der Bauern. Irgendein Jude, irgendein anderer Anhänger des Gewaltstaates wurde gestellt, ergriffen und aufgehängt. Dann ging das Fest weiter.

Dem Väterchen Machno war keine weiße Armee gewachsen. Im Gegenteil, es waren hauptsächlich die Machnotruppen, die die weiße Armee desorganisierten und ihren Untergang vorbereiteten. Das Ende des ersten gewaltlosen Staates erfolgte erst, als die Bolschewiki in die Ukraine eindrangen. Nach blutigen Kämpfen verließ Machno mit einer Schar von Banditen und Theoretikern nach einem großartigen Gelage seine Residenz und wanderte nach Rumänien aus. Dort mußte er bald erkennen, daß die Verhältnisse der Gründung eines neuen anarchistischen Staates keineswegs günstig waren. Als die Staatskasse, die ihn in die Verbannung begleitete, auf die Neige ging, griff Machno zu den alten, traditionellen, russisch-anarchistischen Mitteln, um sie wieder aufzufüllen. Er hatte nicht den erwarteten Erfolg. Heute sitzt Machno zur Entrüstung aller russischen Anarchisten als simpler Sträfling in einem polnischen Gefängnis.

Der Hetman, Petljura, Machno, sie alle wanderten in die Emigration. Mit ihnen ging ihr Anhang, ihre Soldaten, Dichter und Finanzleute. Zehn ukrainische Regierungen wanderten aus. Und das, was in der Ukraine vor sich ging, der groteske, tragische Wirrwarr von Heldenmut, Betrug, Schiebung und Mord, war auch der Alltag des gesamten übrigen Rußland. Überall, im Norden, in Sibirien, im Kaukasus, in Turkestan und in der Krim tauchten plötzlich sonder-

bare Regierungen auf, entstanden Ideale, für die gekämpft und gelitten wurde, agierten Helden undefinierbarer Art und Verbrecher, die beinahe Helden waren. Das Beispiel der Ukraine wandelte sich im ganzen Lande ab. Aber überall wurden die Regierungen und ihr Anhang schließlich von dem Strom der Bolschewiki erstickt und weggespült. Sie wanderten in die Grenzländer aus und nahmen, wenn auch nicht immer die Staatskasse, so doch die bestimmte Hoffnung mit sich, heute, morgen oder spätestens in einem Jahr in ihr Land zurückkehren zu können, um dort von neuem den gewaltlosen Staat, das Hetmantum, oder den Sozialismus auf weißen Rossen zum Triumphe zu führen.

So begann die Emigration.

V.

DIE WEISSE TAT

Das Zentrum des weißen Rußland war die Freiwilligenarmee des Generals Denikin, die sich aus den Resten der Kornilowarmee gebildet hatte. Nach dem Stimmungsumschwung bei den Kosaken wuchsen die Streitkräfte dieser Armee täglich. General Kornilow war nicht umsonst gefallen. Von überall her strömten plötzlich dem Heere neue Kräfte zu. Dutzende von Generalen fanden sich bereit, die „Weiße Tat“, wie sich diese Bewegung nannte, zu unterstützen. Aus allen Ecken Rußlands kam die Jugend und reihte sich der Armee ein. Aus einem Haufen heldenmütiger Abenteurer verwandelte sie sich ziemlich rasch in eine straff organisierte und gewichtige militärische Macht. Sogar viele Bauern, von den bolschewistischen Experimenten in ihren Dörfern enttäuscht, traten auf die Seite der Freiwilligenarmee. Ausschlaggebend für ihren Erfolg war aber die Erklärung der Alliierten, daß sie das weiße Rußland mit Munition, Geld und Truppen unterstützen würden. Eine südrussische Stadt nach der anderen wurde von den Bolschewiki befreit, überall zog die weiße Armee unter dem Jubel des Bürgertums ein. Überall hörte man die stolze Devise: „Für ein einiges und unteilbares Rußland!“ Englische Tanks begleiteten den Siegeszug der Armee, englische Schuhe; französische Konserven, amerikanische Waffen sollten den Sieg des weißen Rußland herbeiführen. An der Front kämpften fünfzehnjährige Schüler unter Führung ihrer Klassenlehrer, Studenten aller

Fakultäten, ebenso Bauern und auch Revolutionäre nichtbolschewistischer Richtungen. Das Ziel der weißen Tat war die Eroberung Moskaus und die Einberufung der Konstituante. Für diese Idee konnten sich die Vertreter der verschiedenen Richtungen gemeinsam begeistern.

An der Front verbluteten im Kampfe die lettischen und chinesischen Bataillone der Bolschewisten auf der einen Seite und die intellektuelle russische Jugend auf der anderen. Hinter der Front aber wurden die Siege gefeiert. Niemals wurde in Rußland soviel getrunken, geschoben, betrogen, niemals wurden soviel Reden gehalten wie in jenen drei wirren Jahren. Immer weiter rückten die Freiwilligen nach dem Norden vor. Der Kreis, der einst die Kornilowarmee umschloß, wurde jetzt um die Bolschewiki geschlossen. Von Norden marschierte General Judenitsch auf Petersburg, im Osten, in ganz Sibirien saß Admiral Koltschak, von Polen her führte Boris Sawinkow eine antibolschewistische Armee heran. Aus Persien und Frankreich kamen die Reste der zaristischen Truppen herbei, im hohen Norden, in Archangelsk, stieg ein englisches Expeditionsheer an Land. Das Ende der Bolschewiki schien besiegelt. Hinter der Front zweifelte niemand mehr an dem endgültigen Erfolg der Weißen. Die gespenstischen, grotesken Republiken, die während der Revolution entstanden waren, die Stadt- und Bezirksrepubliken mit ihren armseligen Ministern und Diplomaten fielen nacheinander in die Hände der Weißen. Es gab im Grunde nur noch eine Frage, und diese erregte das stärkste Interesse: Welcher General wird als erster in Moskau unter Glockengeläute einziehen? — Davon hing manches ab, z. B. die Herrschaft über die Konstituante und eine unsterbliche Zeile in der Geschichte.

Immer weiter drangen die Weißen vor. Selbst in Kuban, dem Ausgangspunkt der weißen Bewegung, konnte Denikin bald einen etwas radikaleren Minister hängen lassen. Die Kosaken General Mamonoffs standen dicht bei Moskau. Orel fiel in die Hände der Weißen. Die Bolschewisten selbst glaubten fest, daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe.

Dann kam der größte Sieg: Baron Wrangel eroberte Zarizyn, den Mittelpunkt der roten Verteidigung. Nun glaubte man nicht mehr an die Widerstandskraft der Bolschewiki. General Denikin erteilte zum Entsetzen aller militärischen Experten und zum Jubel des Bürgertums den Befehl: „Auf nach Moskau!“ Zur gleichen Zeit versandte General Judenitsch an seine Offiziere gedruckte Einladungen zum großen Diner im Petersburger Winterpalais.

Der König von England verlieh Orden an die Führer der weißen Armee. In den Dörfern erschienen die ehemaligen Gutsbesitzer und prügelten die Bauern zusammen. Die Fabrikbesitzer kehrten in ihre enteigneten Fabriken zurück. In den Städten wurden Pogrome veranstaltet. Der große Recke, General Mai-Majewski, erschien anläßlich seines Ehrenempfanges in Charkow in völlig betrunkenem Zustande und schmiß leere Sektflaschen in die begeisterte Menge. Die Reiter des Mamonoffregimentes verjubelten die von ihren Raubzügen mitgebrachte Beute. General Slaschtscheff versprach in öffentlichen Ankündigungen, „das gesamte Gesindel der Welt zu hängen“. General Schkuro hingegen setzte dieses Versprechen täglich ratenweise in die Wirklichkeit um. Es wurde gesoffen, gespielt und Geld verdient. Engländer und Franzosen stellten Rest und Ramsch ihrer Kriegsvorräte zur Verfügung, ernteten dafür die Dankbarkeit der Bevölkerung und teilten das in absehbaren Tagen befreite Rußland bereits in In-

teressensphären auf. An der Front aber kämpfte unermüdlich die „christliche siegreiche Armee“. Jünglinge und halbe Kinder standen in Fetzen gekleidet mit verrosteten Waffen in den Schützengräben. Sie kämpften und siegten, sie waren von einer einzigen Idee besessen: Nach Moskau, nach Moskau!

Plötzlich stürzte alles zusammen. Auch heute noch diskutieren die weißen Russen über die Ursachen ihres Zusammenbruchs, die Wahrheit weiß niemand genau. Ein Kommandowechsel bei den Roten, ein Umschwung in der englischen Politik, die plötzlich Moskau zu unterstützen begann? Eine verfehlte strategische Disposition? Mangel an Munition? Alles dies wird als Ursache angeführt, ohne jedoch den Zusammenbruch hinreichend zu erklären. Der nächstliegende Grund ist aber wohl der, daß das weiße Rußland dem klaren und leichtfaßlichen Programm der Bolschewiki nur eine Negation entgegenstellte, daß es nur die Parole: „Gegen die Bolschewiki!“ ausgab. Das weiße Rußland war weder monarchistisch noch demokratisch, weder faschistisch noch sozialistisch gesonnen, es war vielleicht nur eine Vorstufe zu einer unbekannten Fortsetzung, ja vielleicht zu einer Rückkehr des alten Rußland und flößte den Bauern tiefes Mißtrauen ein.

Wie es auch sei, eines Tages trat urplötzlich der Umschwung ein. Die Kinder, die Offiziere und die Kosaken begannen die Front zu verlassen. Die Einkreisung des Sowjetgebietes wurde immer kraftloser, die Front zeigte hie und da erhebliche Löcher. In den Hauptstädten der Weißen, in den Quartieren der Generale stellte man sich taub, wollte man nichts von einem drohenden Zusammenbruch der Fronten hören. Je verzweifelter die Lage vorn wurde, desto inbrünstiger verkündigten die Generale: „Nach Moskau!“ Die Front der Generale, die Flüchtlinge aus

ganz Rußland, die Schulen, Universitäten und Zeitungen bewegten sich eines Tages südwärts. Da halfen weder die Aufrufe der Generale noch der Löwenmut einzelner Helden.

Das weiße Rußland floh. Bald zeigte sich das Ufer des Schwarzen Meeres. Bis zuletzt lächelte der Oberbefehlshaber und versprach, in zwei Wochen in Moskau zu sein. Dann kam die Katastrophe. Das weiße Rußland wurde ins Meer gejagt. Es geschah in dem großen südrussischen Hafen Noworossijsk, wo die Truppen, Behörden und eine Riesenzahl von Flüchtlingen zusammengeströmt waren. Unerwartet rasch näherten sich der Stadt bolschewistische Streitkräfte. Gleichzeitig begannen Arbeiteraufstände in der Vorstadt. Das weiße Rußland stürzte zum Hafen. Dort lagen verrottete Schiffe mit unzuverlässigen Matrosen vor Anker. Zehntausende begannen die Schiffe zu stürmen. Soldaten, Deserteure, Gesandte, Politiker, Offiziere, Frauen, Kinder und Truppenteile kämpften um die Plätze. In dieser Frostnacht gingen viele Menschen über Bord. Es knallten vereinzelte Schüsse, man schlug sich durch, mit Zähnen und Nägeln, Messern und Pistolen wurden die Dampfer erobert. In diesem Durcheinander verloren Frauen ihre Kinder, Männer ihre Familien. Am Ufer kämpften die zu spät Gekommenen um ihre Rettung und mordeten einander kaltblütig. Arbeiter standen am Kai und blickten drohend auf das fliehende Bürgertum. In die Vorstadt drangen indessen die Roten ein. Hunderte von Schiffen gewannen mit Menschen vollgestopft die See und gelangten glücklich nach Konstantinopel. Dort wurden General Denikin und sein Stab von englischen Panzerkreuzern abgeholt.

Un doch geschah in dem fliehenden Heer noch einmal ein Wunder. Auf dem schmalen Landstreifen Perekop, der die Halbinsel Krim mit dem übrigen

Rußland verbindet, gelang es zweihundert jungen Offizieren untere Führung eines ebenso jungen Generals, den Sturm von zehntausend roten Soldaten zurückzuschlagen. Ein kleines Stück Land, die Krim, wurde dadurch vorläufig gerettet. In den malerischen tartarischen Städten der Krim faßte das weiße Rußland nochmals Fuß. Denikin mußte allerdings zurücktreten. Den Oberbefehl übernahm General Baron Wrangel. Die Kosakenregimenter kehrten in die Krim zurück, doch bestand keine Hoffnung, von der Krim aus Rußland zurückzuerobern. Da begann der „schwarze Baron“ sein eisernes Regiment. Er beschloß etwas Bemerkenswertes. Er wollte auf der kleinen Halbinsel Krim einen geschlossenen weißen russischen Staat gründen. Er war sogar bereit, mit den Bolschewiki Frieden zu schließen, und willigte ein, die englische Vermittlung für diesen Zweck anzunehmen. Acht Monate regierte der schwarze Baron in der Krim, erließ Gesetze, führte eine Agrarreform durch und schützte die Trümmer des weißen Rußland vor den Roten. Frankreich versprach dem Baron Hilfe. Diese Hilfe wurde auch geleistet. Aber nur bis zu dem Tage, an dem Polen mit Sowjetrußland seinen Frieden schloß. Danach hatte es keinen Sinn mehr, die bolschewistischen Kräfte durch Unterstützung der weißen Russen von Polen abzulenken. Der alte Verbündete, dem Frankreich hundertfach Treue geschworen hatte, wurde plötzlich fallen gelassen.

Jetzt marschierten Hunderttausende von Bolschewiken auf den kleinen Erdstreifen Perekop los. Sowjetrußland erließ die Parole: „Der schwarze Baron und alle Weißbanditen müssen vernichtet werden.“ Augenzeugen berichten, daß es kaum je einen blutigeren Kampf gab als den am Perekop. In der Enge, wo ein paar hundert Mann einer ganzen Armee Paroli bieten können, fielen ganze bolschewistische Regimenter.

Eine Mauer von Leichen lag am Perekop, aber über die Leichenberge kletterten immer neue und neue rote Truppen. Erst als die letzten Reserven verbraucht waren, erteilte Wrangel den Befehl zum Rückzug. Die Krim wurde aufgegeben.

136 russische Schiffe verließen an jenem Tage die Halbinsel, sie trugen den Rest einer Armee und eines Bürgertums an Bord. An jenem Tag vollzog sich eine Völkerwanderung. Die Schiffe waren überfüllt, kein einziger Soldat, nicht ein einziger Bürgerlicher sollte zurückgelassen werden. Als letzter verließ die Krim, auf der kleinen Yacht Lucullus, der Oberbefehlshaber der weißen Armee — General Wrangel.

Zwei Tage später passierten die Schiffe den Bosporus. Das weiße Rußland begab sich in die Emigration.

VI.

DIE FLUCHT AUS DEM TOLLHAUS

Drei Millionen Russen verließen in den Jahren 1917 bis 1920 ihre Heimat. Es wird oft gefragt, welche Ursachen diese Volksmassen zur Auswanderung gezwungen haben. Die veränderten Lebensbedingungen, die schwere materielle Lage können es nicht allein sein. Denn ausgewandert sind nicht nur Offiziere, Kaufleute, Fabrikanten und Gutsbesitzer, sondern auch Studenten, arme Lehrer und Revolutionäre aller nichtbolschewistischen Richtungen, bis zum radikalen Anarchismus hin. Den russischen Revolutionären kann man vielleicht manches vorwerfen, nicht aber, daß sie jemals vor materiellen Nöten davonliefen. Es war vielmehr der Haß gegen den Bolschewismus, der in Rußland die Vertreter der verschiedenen Weltanschauungen vereinigte. Sozialrevolutionäre, deren Programm sich kaum wesentlich von dem der Bolschewiki unterschied, gingen hier Hand in Hand mit überzeugten Monarchisten, und liberale Professoren saßen mit erzkonservativen Generalen in derselben Regierung. Die Gefahr des Bolschewismus schien eine Zeit lang alle politischen, ja sogar nationalen Gegensätze zu überbrücken.

Welche Gründe veranlaßten die drei Millionen intellektueller Russen, den Bolschewismus zu hassen? War nicht die russische Revolution, ihre ganze Vorgeschichte das Werk der freiheitlich gesinnten Intelligenz Rußlands? Es gab im Jahre 1917 keinen Angehörigen der besseren Stände, manchen hohen Militär

eingeschlossen, der die Ideale der Freiheit nicht gebilligt hätte. Die Februarrevolution war in gewissem Sinne eine Revolution von oben. Ihren treibenden Kräften gehörten beispielsweise der russische Adel und die Hofkreise an. Der Weg dieser Revolution war von Beginn an vorgeschrieben: Bürgerliche Freiheit, liberale Demokratie, fortschrittliche Reformen und Angleichung an die europäischen Verhältnisse. Dem liberalen Bürgertum und der Mehrzahl der politischen Parteien erschien dieses Programm im Vergleich zu den letzten Jahren des Zarenregimes als ein ungeheurer und radikaler Fortschritt. Für dieses idealistische Programm wollte der Adel auf seine Vorrechte verzichten, wanderte das Bürgertum nach Sibirien, ließen sich die Sozialisten hinrichten.

Hundert Jahre dauerten die Vorbereitungen zur Revolution. Zuletzt griff die Bewegung sogar auf die dem Throne nächststehenden, privilegiertesten Persönlichkeiten, die Großfürsten, über. Die Armee, das Studententum, die Literatur, die Frauenbewegung und das Parlament bildeten eine geschlossene revolutionäre Front. Die Revolution sollte bessere Zeiten heraufführen. Ihre Krönung sollte der Zusammentritt der konstituierenden Versammlung sein, auf der Vertreter des ganzen russischen Volkes ihrer Meinung frei Ausdruck geben sollten. Den besten und aktivsten kulturell-politischen Kreisen Rußlands war dieses Programm in Fleisch und Blut übergegangen, derart, daß sie sich gar keine andere Entwicklung der Dinge vorstellen konnten. Sie lebten in der brutalen Welt der zaristischen Unterdrückung und träumten unentwegt von der Morgenröte der liberalen Konstituante.

Es war nicht leicht, das Zarentum zu stürzen. Hundertjährige revolutionäre Bemühungen hatten es nicht vermocht. Es bedurfte eines vierjährigen Krie-

ges und des Verschwindens der zarentreuen Garde, um mit der allergrößten Anspannung die Februarrevolution herbeizuführen. Als aber die große Tat vollbracht war, als man den Zaren gestürzt hatte, gab es für das gesamte geistige Rußland plötzlich keinen Feind mehr. Alle Wege schienen offen zu stehen. Noch nie hat man in Rußland soviel Rausch, Jubel, Begeisterung und patriotische Zuversicht erlebt wie in jenen ersten Tagen der Februarrevolution.

Da erwuchs dem liberalen Rußland unerwartet, unerkannt und mißachtet ein mächtiger Gegner — der Bolschewismus. Das Weltbild des Bolschewismus war dem Februarrußland unfaßlich. Alles an diesem Programm, die Phraseologie, die Ziele und Ideale waren den Februarrevolutionären tatsächlich, ohne Übertreibung, eine, um mit Trotzki zu reden, Erscheinung aus der vierten Dimension. Man schwankte, ob man die Bolschewiki für Irrsinnige oder Verbrecher halten sollte, und einigte sich endlich dahin, daß sie deutsche Spione seien. Das offizielle, strahlende Bild der russischen Revolution wurde durch das Auftauchen dieses unerwarteten Gegners peinlich getrübt. An die Gefahr eines bolschewistischen Umsturzes dachte niemand; niemand hätte einen Sieg der Bolschewiki für möglich gehalten. Und sehr viele ernstzunehmende Männer des öffentlichen Lebens wollten den Umsturz selbst dann noch nicht glauben, als er bereits vollzogen war.

Hier liegt auch vor allem der Grund für den geringen Widerstand, den die Februarrevolution der Oktoberrevolution leistete. Man hielt es damals einfach für selbstverständlich, daß die Wahnwitzigen nach ein paar Tagen oder höchstens nach einigen Wochen wie von selbst hinweggefegt werden würden.

Die provisorische Regierung der Februarrevolution war die legitime Erbin des Zarentums. Es gab keinen

Bruch zwischen dem alten und dem neuen Rußland. Armee, Hochschulen, Ministerien, Staatsverträge und Staatsschulden blieben bestehen. Die Tradition des alten Rußland wirkte auch in der Februarrevolution fort. Der Bolschewismus dagegen bedeutete ein Ende des altrussischen Reiches, ein Ende der staatlichen Maschinerie und das Ende aller Merkmale des bisherigen Staates. Niemand vermochte sich in dem bolschewistischen Programm zurechtzufinden. Und wenn Lenin eines Tages befohlen hätte, daß jeder Russe Menschenfleisch essen solle, so hätte sich darüber keiner sonderlich gewundert. Den Bolschewiki, die mit der Aufhebung des Geldes, der Gerichte, der Grenzen und des Privateigentums begannen, war eben alles zuzutrauen. Der Zarismus, also die Diktatur von rechts, war gefallen. An seine Stelle trat unverhofft eine Diktatur von links — der Bolschewismus. Diese Diktatur war jedoch unberechenbarer und unbegreiflicher als die Diktatur des Zaren. Sie vernichtete den Staat, also das Fundament, auf dem das neue Rußland aufgebaut werden sollte. Alle Traditionen, aber auch alle Ideale der freiheitlichen russischen Intelligenz schienen nunmehr dem Tode geweiht. An Stelle der Konstituante regierte ein unheimlicher Fanatismus mit verworrenen Plänen und abstrusen Zielen unter Anwendung brutalster Gewaltmittel.

So erschien der Bolschewismus dem ganzen intellektuellen Rußland. Es schien plötzlich kein Rußland mehr zu geben. An seine Stelle war ein Irrenhaus getreten. Dieses Irrenhaus mußte man verlassen. Nur die Flucht konnte retten. Einen anderen Ausweg gab es nicht! Darüber waren sich alle Parteien, Organisationen und Schichten des alten Rußland sehr rasch einig. Einig war man sich allerdings auch in der sicheren Erwartung, daß dieses Irrenhaus in absehbarer Zeit zusammenbrechen müsse.

Man verließ Haus und Hof, Heimat, Grund und Boden, Lebenswerk und festgegründetes Dasein. Generale flohen als Viehhändler verkleidet, Juden als Offiziere, Minister als Arbeiter und Großgrundbesitzer als Hausierer. Die europäischen Randstaaten, China und die Türkei waren bald von Russen der verschiedensten Parteizugehörigkeiten, Religionen und Sprachen überfüllt. Sie wurden meist in Konzentrationslagern und Gefängnissen eingesperrt und waren trotzdem glücklich. Denn das Gefängnis eines bürgerlichen Landes war für sie, die eben aus einem mordtollen, hungernden Irrenhaus entflohen waren, ein märchenhaftes Ideal geworden, das zu erreichen sie kaum noch zu hoffen gewagt hatten.

Drei Millionen Russen verließen ihre Heimat. Drei Millionen! Intellektuelle, berufene Vertreter des Volkes, wählten freiwillig die Verbannung. Das war keine Emigration, es war eine Völkerwanderung. Man nahm in die Fremde den Glauben an seine Sache mit, Traditionen, Ideale und Hoffnungen einer versunkenen Welt. Die Emigration der weißen Russen ist eines der merkwürdigsten Phänomene der europäischen Nachkriegsgeschichte. Europa sollte daran nicht achtlos vorübergehen. Diese drei Millionen Menschen verließen ihre Heimat nicht nur, weil dort die Existenz erschwert worden ist. Diese drei Millionen sind die oberen Stände eines inzwischen versunkenen Staates, der unter dem Zarentum in Jahrhunderten aufgebaut wurde und von Kerensky im Jahre 1917 neuer Größe entgegengeführt werden sollte. Sie sind sozusagen ein ausgewanderter Staat, der brockenweise über die ganze Welt verstreut wurde.

Der Geschichte dieses Staates, dem Dasein der drei Millionen, die seit nunmehr 12 Jahren in Europa leben, sind die folgenden Kapitel gewidmet.

VII.

DIE ARMEE IM EXIL

Der Traum des Zaren, der Traum der Februarrevolution war: russische Truppen vor den Toren von Stambul. 1920 ging dieser Traum auf tragische Weise in Erfüllung. Eine vollständige russische Armee mit sämtlichen Generalen und Stäben erschien auf Hunderten von Schiffen vor den Toren der Hauptstadt Konstantins. Voran die Yacht des Oberbefehlshabers, hinter ihm die Reste der Kriegsflotte, dann die unabsehbaren Transporte der Armee.

Im Jahre 1920 war Konstantinopel von den Alliierten besetzt. Die russische Armee war mit den Alliierten verbündet, also mußten die Aliierten Hilfe leisten. Rußland vor den Toren Stambuls war aber nicht nur der Traum des Zaren gewesen, sondern auch der Alpdruck Englands. Selbst die geschlagenen, zerlumpten, verhungerten Reste der russischen Armee genügten doch, um das verbündete England zu beunruhigen. Die erste Maßnahme der Alliierten war die sofortige Unschädlichmachung der Russen. Die Waffen wurden ihnen abgenommen, die Schiffe beschlagnahmt, die Menschen selbst konnten leider nicht konfisziert werden, sie blieben äußerst lebendig vorhanden, lagerten in der Nähe Konstantinopels und unterstanden dem Kommando des Barons Wrangel. Man gab der Armee den wohlwollenden Rat, waffenlos in die russische Heimat zurückzukehren, und versprach ihr außerdem, bei den Sowjets Begnadigung durchzusetzen. Aber von der ganzen Armee meldete sich kein einziger

für diese Heimkehr. Man legte Wrangel sodann nahe, die Armee aufzulösen; daraufhin appellierte Wrangel an den Rest von soldatischem Ehrgefühl, den er bei den Alliierten noch voraussetzte.

Die Heimkehr nach Rußland wurde nun nicht mehr diskutiert, wohl aber wurde die ganze Armee interniert. Die Freiwilligentruppen kamen auf Gallipoli bei Stambul, die Kosaken auf die Insel Lemnos und die Flotte nach Biserta in Afrika. Damit war die Armee im Exil bestens untergebracht. Die Insel Lemnos, das Domizil der Kosaken, ist ein größerer mit Sand bedeckter Felsen. Für die freiheitsliebenden Kosaken war dies kein Ersatz der weiten Steppen ihres Heimatlandes. Und auch als einen gerechten Lohn für ihre aktive Teilnahme am Weltkriege konnte man diesen Stein im Wasser nicht recht ansehen.

Die Kosakentransporte trafen ein. Eine Abteilung von Schwarzen übernahm die Bewachung, und ein französischer General teilte mit, wieviel Brot, Fleisch und Wasser das große Frankreich seinen armen Verbündeten täglich gewähren könne. Die Kosaken achteten wenig auf die Reden des Generals, sie hatten viel wichtigere Sorgen. Auf dem Transport hatten sie festgestellt, daß ihre gesamte Regierung nebst dem Hetman des freien Kuban-Heeres in Rußland vergessen oder unterwegs verloren gegangen war. Ohne einen Hetman fühlten sich die Kosaken gelähmt und einsam. Nach einer alten Tradition hatte das freie Kosakenheer sofort nach dem Verlust seiner rechtmäßigen Obrigkeit, gleichgültig unter welchen Umständen, einen neuen Hetman zu wählen. Vor den Augen des erstaunten französischen Generals und seiner schwarzen Hilfstruppen begann sich nun eine merkwürdige Szene abzuspielen.

Die Kosaken schlugen keine Zelte auf und gönnten der Insel nicht einen Blick, sondern versammelten sich in einem Riesenkreise, diskutierten und spalteten sich sofort in Dutzende von Parteien. Man begann nach der alten Sitte auf der sandigen Insel Lemnos, genau wie zu Hause, höchst temperamentvoll mit den Wahlvorschlägen für den neuen Hetman der freien Kuban-Kosaken. Die Kosaken konnten nicht einig werden, die sozialistischen Kosaken schlugen einen radikalen Hetman vor. Die anderen verlangten ebenso energisch nach einem Mann vom alten Schlage. Die Kosakengenerale traten feurig in die Mitte des Kreises und hielten in schönster Kosaken-Mundart ihre Wahlreden. Der französische General aber blickte völlig verstört auf dieses wilde Treiben von angeblichen Soldaten, die sich ihren Vorgesetzten selbst wählten. Er war überzeugt, daß man ihm auf seine Insel irrtümlicherweise einen Haufen durch und durch roter Bolschewiken gebracht hatte, nicht aber die als vorzügliche Soldaten bekannten Kosaken. Zum Schluß, als es sich herausstellte, daß die zerlumpten Kriegerhorden einen ganz jungen Mann zum Hetman wählen wollten, schlug der Franzose den Generalen vor, die Wahl zu unterbrechen. Vergeblich. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß sogar weißgardistische Generale die Wahlhandlung billigten. Nun glaubte er plötzlich zu wissen, weshalb in dem merkwürdigen nordischen Lande Rußland die Bolschewiken Sieger blieben.

Nach mehreren Tagen, als sich die Kosaken beruhigt hatten, merkten sie plötzlich, in welch ungastliche Umgebung sie von den Franzosen abgeschoben worden waren.

Die Landung der Freiwilligentruppe, des Hauptteils der weißen Armee, auf Gallipoli vollzog sich reibungsloser und ohne demokratisches Ritual. Diese

Truppe hatte sehr viele gebildete Männer in ihren Reihen. Die einfachen Soldaten waren oft Akademiker mit abgeschlossener Hochschulbildung. Unter den Offizieren waren die bekanntesten russischen Gelehrten. Diese Zusammensetzung der Truppe ließ eine natürliche Neigung zur Demokratie verständlich erscheinen, doch wurde sie radikal bekämpft und verpönt durch den General Kutepoff, der zum Kommandeur der Insel ernannt wurde. General Kutepoff war der letzte zarentreue Offizier Rußlands, der einzige, der in den Tagen der Februarrevolution den Aufständischen in den Straßen Petersburgs Widerstand geleistet hatte. Zum Chef einer entwaffneten und geflohenen Armee ernannt, hielt er es für notwendig, auf der trostlosen Insel den Geist der Disziplin und Ordnung zu stärken und aufrecht zu erhalten. Die hungrigen, frierenden Flüchtlinge mußten täglich exerzieren. Der Kasernenhofton blühte auf, das Reglement feierte Auferstehung und der Drill triumphierte. Endloser Dienst wurde angesetzt. Leute, die den ganzen Bürgerkrieg mitgemacht hatten, mußten jetzt Anschnauzer wegen zu schlappen Salutierens einstecken. Der ganze Lagerbetrieb wurde so gehandhabt, als wenn es sich um eine Friedensarmee handelte, die von heute auf morgen in den ersten frisch-fröhlichen Krieg hinausmarschieren sollte. Das paßte den Leuten ganz und gar nicht. Der General verstand aber keinen Spaß. Unzufriedene wurden bestraft, ganz besonders Eigenwillige aus der Armee ausgeschlossen. Damit wurden sie dem Hungertode auf den Straßen Konstantinopels ausgeliefert. Mit dem gehorsamen Rest der Armee wurden feierliche Paraden veranstaltet. So sah das Regime von Gallipoli für unbefangene Augen nicht eben paradiesisch aus, und doch gehört diese Zeit zu den angenehmsten Erinnerungen der Emigration. Der Name Gallipoli wird

auch heute noch von den ehemaligen Angehörigen der weißen Armee mit Rührung ausgesprochen.

Die trostlose Halbinsel und die kleine türkische Stadt waren den Russen nicht unbekannt. Einst waren hier von den Türken gefangene Kosaken hingerichtet worden. Später hatten die Türken hier die Leichen der im Kriege gefallenen russischen Soldaten beerdigt. Jetzt landeten hier auf diesem, mit russischem Blut getränkten Boden die letzten Reste der russischen Armee, die unter den Zaren jahrhundertelang Stambul bedroht hatte. Der strenge Kutep-Pascha wurde bei den Türken bald populär. So und nicht anders hatten sie sich einen richtigen General immer vorgestellt, Das aber was Kutepoff mit seinem strengen militärischen Regiment erreichte, bemerkten weder die Türken noch die Alliierten. Es entging auch den meisten zivilen Emigranten, die den grimmigen Kutepoff innigst haßten. Auf der fremden, türkischen Halbinsel, umgeben von feindlichen Völkern und von mißtrauischen, ehemaligen Alliierten, schuf Kutepoff aus einem Haufen zerlumpter Menschen eine neue kampf- und lebensfähige Truppe. Daß diese Truppe niemals ins Feld ausrücken würde, konnte Kutepoff natürlich nicht wissen.

Ein Jahr verbrachten die Russen auf Gallipoli, marschierten, exerzierten und empfingen die Almosen der Alliierten. Von seiner Yacht aus regierte Wrangel die Armee, schrieb Briefe an französische Generale und kämpfte um die Existenz der Weißrussen. Den Alliierten erschien die ganze Armee, die immerhin zu dem Sieg der Entente wesentlich beigetragen hatte, jetzt als eine unerträgliche Last. Die zerlumpten Scharen hungerten und lungerten herum, niemand wußte, was man mit ihnen anfangen konnte. Man ersuchte den General Wrangel sein Kommando niederzulegen. Er tat es auch. Doch die Armee gehorchte ihm trotzdem weiter. Französische Offiziere erschienen im La-

ger und versuchten die Russen zur Rückkehr in ihre Heimat zu überreden. Die Armee wollte heimmarschieren, jedoch nur mit den Waffen in der Hand. Man drohte endlich, der Armee die Lebensmittel vorzuenthalten, aber auch das wirkte nicht. Zuletzt dachte man daran, die gesamte Armee der brasilianischen Regierung als Arbeiter für die Sumpfgegenden Südamerikas zu verkaufen, mußte aber bald einsehen, daß eine ganze bewaffnete Armee nötig gewesen wäre, um den gewaltsamen Transport der Russen durchzuführen.

Endlich fand General Wrangel den Ausweg. Er wandte sich an die Regierungen der slawischen Balkanländer Bulgarien und Serbien mit der Bitte, die Reste der russischen Armee bei sich aufzunehmen.

Serbien und Bulgarien waren alte Schuldner der russischen Armee. Vor vielen Jahren waren die Russen über die Berge des Balkans gekommen, hatten die Slawen vom Joch der Türken befreit und aus den damaligen türkischen Provinzen neue selbständige Staaten geschaffen.

Rußland hatte später den großen Krieg begonnen, um das brüderliche Serbien zu schützen. Aus diesem Krieg war Serbien zuguterletzt groß und mächtig hervorgegangen, während der Rest der russischen Riesenarmee an den Toren Konstantinopels elend am Hungertuche nagte und verkam.

Baron Wrangel präsentierte eine aufgelaufene historische Rechnung, als er die Tatsachen der Vergangenheit aufzählte. Man mußte Stellung dazu nehmen, man mußte sie anerkennen. Sein Appell hatte Wirkung: Serbien und Bulgarien erklärten sich bereit, die Mehrzahl der russischen Truppen aufzunehmen. Monatelang dauerte die Übersiedlung. Als sie vollendet war, begann für die russischen Truppen ein seltsames, gespenstisches Dasein, das bis auf den heutigen Tag andauert.

Offiziell gibt es keine russische Armee mehr. Gene-

ral Wrangel hat sein Kommando niedergelegt. Seine Yacht, auf der sich sein Stab befand, wurde in die Luft gesprengt. Statt einer Armee gibt es hinfort nur noch einige zehntausend russische Arbeiter, die in Serbien und Bulgarien beschäftigt werden und nur ganz privatim die Mitglieder des russischen Kriegerverbandes bilden. Die Arbeiter betätigen sich auf den Feldern, in den Erzgruben und Fabriken. Niemand kann an dieser Beschäftigung Anstoß nehmen.

Und doch gibt es eine „Russische Armee". Es gibt Regimenter, Stäbe, Paraden, ja sogar Offiziersschulen, die sich nicht wesentlich von anderen Instituten dieser Art in der Welt unterscheiden. Es gibt Beförderungen, Ernennungen, Befehle. Es gibt Generale und einen Oberbefehlshaber, dem alle bedingungslos gehorchen. Diese einzigartige Armee existiert nun seit 10 Jahren, und erwartet jeden Frühling den Befehl des Kommandierenden: „Auf, in den Krieg!"

Jeder Angehörige der Armee in Serbien und Bulgarien gehört seinem Regimente und verbringt jeden freien Tag in dessen Reihen. Wird einer der Soldaten zu alt oder dienstuntauglich, so tritt an seine Stelle der Nachwuchs, der in russischen Militärschulen durch entsprechenden Unterricht vorgebildet wird. Den zu Offizieren herangebildeten jungen Männern wird vom Oberbefehlshaber feierlich das Offizierspatent ausgehändigt. Wer will, kann die höhere Schule der Kriegskunst, die Akademie des Generalstabs besuchen. Zeitschriften und Versammlungen, strenge Disziplin und harte Strafen sorgen für die Aufrechterhaltung des alten Geistes.

Einmal gelang es sogar in Paris, am Arc de Triomphe, also am Grabe des unbekannten Soldaten, eine große Parade russischer Truppen zu veranstalten. In geschlossenen Reihen, in prunkvollen Uniformen marschierten Vertreter einer offiziell verschollenen Ar-

mee die Champs-Elysées entlang. Am nächsten Tage bekam das Auswärtige Amt einen höchst energischen Protest der Sowjetbotschaft zu hören.

Das Zentrum der weißen Armee blieb Serbien und Bulgarien. Es gibt aber keine Hauptstadt Europas, in der nicht Angehörige dieser Armee stationiert wären. Ein großer Teil der Armee sitzt in Paris, wo die meisten Offiziere Taxichauffeure wurden. Auch ihr Leben verläuft nach den strengen, im Balkan ausgearbeiteten Regeln. Sie stellen die Wache des Oberbefehlshabers. Der erste Oberbefehlshaber, Baron Wrangel, starb. Er wurde, so sagt man wenigstens, von den Bolschewiken vergiftet. Der zweite Oberbefehlshaber war General Kutepoff, der Herr von Gallipoli. Er wurde von den Bolschewiken am hellichten Tage aus Paris entführt. Der dritte Oberbefehlshaber ist General Miller, der nunmehr Tag und Nacht von gallipolischen Offizieren geschützt wird. Der Oberbefehlshaber mit seinem Stab lebt in Paris, dem Zentrum aller Emigranten. Von Paris aus gehen die Befehle in alle Städte Europas, wo sie von den ortsansässigen Generalen an die Herren Offiziere weitergeleitet werden. Ein paarmal im Jahr unternimmt General Miller Inspektionsreisen zu seiner Armee. Bei seiner Rückkehr nach Paris erklärt er dann seinem Stab, daß die Armee jederzeit zum Feldzuge bereit sei.

Zehn Jahre sind nun vergangen, seitdem die Armee auf den Balkan auswanderte. Seit zehn Jahren arbeiten die Offiziere in den Städten, in den Gruben, in den Fabriken und in der Landwirtschaft, wandern hin und her, ziehen manchmal ihre Uniformen an, besuchen den Generalstab und warten unentwegt auf die Zeit, wo sie von neuem die Steppen und Dörfer Rußlands mit dem Gewehr in der Hand durchreiten werden, um die Bolschewiken zu vertreiben und das weiße Rußland endlich zum Sieg zu führen.

VIII.
IN KONSTANTINOPEL

Hunderttausende von Russen fielen in Stambul ein
wie Heuschreckenschwärme. Keine Armee, keine Po-
lizei der Welt hätte sie von der Stadt fernhalten kön-
nen. Sie kamen, verließen ihre Dampfer und begannen
sich häuslich einzurichten. Fast alle waren sie abgeris-
sen und fast jeder von ihnen erhob den Anspruch, im
Gebäude der russischen Botschaft absteigen zu dürfen.
Diese vornehme Botschaft füllte sich nun mit den
merkwürdigsten Gestalten. Minister, Parlamenta-
rier und Generale promenierten durch die prunkvol-
len Säle, konferierten miteinander und legten dem
Uneingeweihten die Vermutung nahe, daß aus nicht
bekannt gewordenen Gründen ein Kongreß von Land-
streichern die russische Botschaft zum Tagungslokale
erwählt habe. Ganze Schuhe oder heile Hosen hatten
nur wenige und noch seltener besaß jemand das Geld,
um sich Ersatz anzuschaffen. In der Botschaft wurde
ein Regierungskomitee gebildet, das sich aus derzei-
tigen Schafhirten, Nachtwächtern und Zeitungsver-
käufern zusammensetzte. Es gehörte für die Russen in
Stambul zum guten Ton, in den allerniedrigsten Be-
rufen tätig zu sein. Damit bewies man sich selbst und
den anderen, daß man nicht der irdischen Güter
wegen seine Heimat verlassen hatte.

Nicht alle waren so glücklich eine Beschäftigung zu
finden. Viele Russen sah man tagsüber halbnackt an
der Galatabrücke betteln. Des Nachts konnte man sie
frierend in den Höfen der Moscheen wiederfinden.

Russische Frauen standen mit geschminkten Gesichtern an der Pera, bevölkerten griechische Freudenhäuser und billige Hotels. Verwahrloste Kinder liefen schmutzig und hungrig durch die Straßen. Sie wurden vielfach vom amerikanischen Hilfskomitee aufgelesen und in Asyle gebracht. Auf den Bazaren verkauften die Russen Kleider, Bücher, Goldmünzen und manchmal auch sich selbst. Manche lebten von der Welt abgeschnitten auf ihren Schiffen. Manchmal brachte man ihnen Brot und Wasser, manchmal auch nicht. Sie hungerten fast alle, und viele starben ohne Hilfe dahin.

Es gab aber auch eine andere Art von Emigranten. Kosakenoffiziere, die mit Mamonoff auf Raubzügen gewesen waren, Schieber aller Art, verdächtige Bankiers und unternehmungslustige Banditen begannen sich in Stambul nach den Entbehrungen des Bürgerkrieges auszutoben. Dutzende von Nachtlokalen wurden eröffnet, Hunderte von merkwürdigen Unternehmungen gegründet. Die Erfindergabe der Emigranten erwies sich als nicht unbedeutend. Die englische, französische und türkische Polizei Stambuls hatte bald alle Hände voll zu tun. Auf der Suche nach neuen Verdienstmöglichkeiten erfand z. B. ein würdiger Emigrant einen neuen Sport, der bald in der ganzen Stadt höchst volkstümlich wurde: das Schabenrennen. Es gibt wenige Städte, wo die schwarzen Schaben so verbreitet sind wie in in Konstantinopel. Erfinderische Russen sammelten nun besonders kräftige Exemplare dieser Art, steckten sie in eine leere Zigarrenschachtel, bedeckten diese Schachtel mit Glas und veranstalteten Rennen. Zuschauer strömten herbei und zahlten Eintritt. Die neue Mode hatte sich durchgesetzt. Später wurde das Schabenrennen technisch gehoben. Die Kiste bekam innen eine Beleuchtung, am Ziel wurde

Futter hingelegt, die besten Schabenrenner wurden von erfahrenen Emigranten höher gezüchtet. Endlich wurde für die Besucher ein Totalisator aufgestellt. Daraufhin stieg der Zustrom des begeisterten Publikums ins Unermeßliche. Leider wurde diese nützliche Erfindung später von der Polizei verboten. Schaben und Emigranten mußten zu ihrer primitiveren Daseinsform zurückkehren.

Auf der Suche nach Verdienst verfielen die Russen auf die ausgefallensten Dinge. Ein bekannter General z. B. pfiff auf seine edle Abstammung und seine Verdienste und trat feierlich zum Judentum über, weil er glaubte, daß die Juden immer Geld hätten und allen Ernstes annahm, daß die Zeremonie der Beschneidung genüge, um ihm für den Rest seiner Tage ein sorgenfreies Dasein zu sichern. So opferte er eine Kleinigkeit, um seine Haut zu retten. Auch traten die Russen zahlreich zum Islam über. Das machte auf die Türken, die von jeher an die traditionelle Feindschaft der Russen gewöhnt waren, einen bedeutenden Eindruck. Besonders vornehme Konvertiten wurden bisweilen vom Großvesier und Sultan empfangen. Einer erhielt sogar, Gerüchten zufolge, ein Paar fast kaum getragene Hosen.

Eine Glanzleistung auf dem Gebiete betrügerischer Geschäfte vollbrachte ein genialer Schwindler, der das Palais des ägyptischen Khediven an einen Amerikaner verkaufte. Dieser Emigrant hüllte sich eines Tages in orientalische Gewänder, erschien bei dem Amerikaner in Begleitung einiger ehrwürdig aussehender Herren und erklärte, er sei der Khedive von Ägypten. Nachdem der Amerikaner seine grenzenlose Freude über den allerhöchsten Besuch zum Ausdruck gebracht hatte, bemerkte der Khedive, er sei nicht abgeneigt, seinen prunkvollen Palast am Bosporus der veränderten politischen Lage wegen zu ver-

kaufen. Die Möglichkeit, den Palast eines echten Potentaten zu kaufen, freute den Amerikaner ungemein. Er willigte ein und beschloß, am nächsten Tage in Begleitung der Freunde den Palast des Khediven zu besichtigen.

Am Abend des gleichen Tages erschien der Emigrant, nunmehr in europäischen Kleidern, im Palaste des Khediven. Er stellte sich als Privatsekretär eines reichen Amerikaners vor. „Mein Chef bittet um die Erlaubnis“, sagte er, „das historische Gebäude zu besichtigen.“

Dieser Bitte gab man natürlich statt. Die Diener wurden beauftragt, den vornehmen Ausländer zuvorkommend zu behandeln. Am nächsten Tage erschien der Amerikaner in Begleitung angeblicher Adjutanten des Khediven, besichtigte jedes Zimmer, drehte jeden Stuhl mehrmals um und war sehr zufrieden. Das Haus war in der Tat höchst luxuriös eingerichtet und der Preis äußerst billig. Er beschloß also zu kaufen. Ein falscher Notar erfüllte die gesetzlichen Zeremonien. Der Amerikaner zahlte, der Emigrant empfing das Geld und ließ nichts mehr von sich hören. Einige Tage später hielt vor dem Palast ein stattlicher Wagen, über und über mit Koffern beladen. Der Amerikaner stieg aus und befahl dem ratlosen Palastpförtner, die Sachen nach oben zu tragen. Der Skandal, der nun einsetzte, gehört leider nicht mehr zur Geschichte der Emigration und kann an dieser Stelle nicht näher beschrieben werden.

Hunger, Kampf und kümmerliche Schiebungen, das waren die Leitsterne des Lebens der Russen in Stambul, und doch durfte trotz Hunger und Not die Politik nicht vergessen werden. Auf den Inseln bei Konstantinopel, in den Vorstädten, Kneipen und in der Botschaft herrschte ein erbitterter Haß aller gegen alle. Jeder wurde beschuldigt, am Untergange Rußlands

mitgewirkt zu haben. Jeder sollte jetzt dafür verantwortlich gemacht werden. Es erschienen Bücher, Broschüren, Zeitungen und warfen mit Schmutz um sich. Der älteste Stunk wurde aufgewärmt und längst vergessene Feindschaften wieder ausgegraben. Wo aber die Zeitung und das polemische Wort aufhörten, da begann das Messer der Emigranten zu sprechen. In den Nächten überfielen sie sich und schossen aufeinander. Keine Polizei hätte je herausfinden können, welche verwickelten Untaten hier an den Ufern des Bosporus ihre späte Vergeltung fanden. Hin und wieder beschuldigte man den einen oder anderen, daß er vor so und soviel Jahren bolschewistische Ansichten geäußert habe. Sofort stand dann für alle fest: der Mann ist ein verkappter Tschekist. Wieder fiel dann in einer Nacht ein einzelner Schuß und wieder wurde eine Leiche von den Bosporuswellen ans Land gespült. Am nächsten Tage erzählten verwilderte Burschen, daß sie trotz allem auch hier in der Türkei den Kampf für Weißrußland unentwegt fortsetzen würden.

Klatsch, Haß und Verdacht füllten das Leben der Emigranten aus. Es erschienen Bücher, in denen bewiesen wurde, daß Wrangel irgendein bezahlter Agent gewesen sei. Es erschienen andere Bücher, in denen bewiesen wurde, daß alle, außer Wrangel, Bolschewiki seien. Als dann eines Nachts die kleine Yacht Wrangels in die Luft gesprengt wurde, begannen wieder wilde Anschuldigungen und Vermutungen. Wer war der Schuldige? Die Engländer, die Bolschewiki oder vielleicht gar der General Wrangel selbst? Der hemmungslose gegenseitige Haß verseuchte zuletzt auch die Räume der alten russischen Botschaft, wo eines Tages der Chef des Generalstabs der weißen Armee, General Romanowski, während einer Sitzung ermordet wurde.

Dann begann der „Zug der Verräter“. Alte Generale entdeckten plötzlich ihre sozialistischen Neigungen und versuchten, nach Rußland zurückzukehren. Den Anfang machte General Slaschtschew, einst der berüchtigste Bolschewikenhenker Rußlands. Noch wenige Monate vorher hatte Slaschtschew in der Krim blutdürstige Befehle erlassen, die Bolschewiki mit einer kaum überbietbaren Grausamkeit niedergemetzelt und als der unversöhnlichste Feind der roten Welt gegolten. Plötzlich entdeckte der General, daß die Bolschewiken auch Russen seien, und daß er als russischer Patriot eigentlich in die Reihen des bolschewistischen Heeres gehöre. Er verließ den Gemüsegarten, den er in Stambul bewohnte, schrieb eine Broschüre gegen Wrangel und dampfte in die Krim ab. Die Bolschewiken haben ihn dort feierlich empfangen, veranstalteten ihm zu Ehren eine Parade und schickten den größten Bolschewistenmörder Rußlands nach Moskau, wo er Professor an der Akademie des Generalstabs wurde.

Fast ein Jahr lang trug Konstantinopel ein russisches Antlitz. Zeitungen, Geschäfte, Einwohner, Banken waren russisch geworden. Vor tausend Jahren, so erzählt eine russische Legende, landete vor den Toren von Byzanz der russische Fürst Oleg. Die Stadt selbst konnte er nicht erobern, dafür schlug er aber seinen Schild an ihre Tore und sagte prophetisch, daß seine Nachkommen einst in diese Stadt einziehen würden. Es vergingen tausend Jahre und die Worte Olegs erfüllten sich. Das weiße Rußland zog in Stambul ein, darunter auch direkte Nachkommen jenes alten russischen Fürstengeschlechts.

In Stambul lebten die Russen unter dem Schutz der Alliierten. Dieser Schutz konnte nicht ewig dauern. Irgendwo in den gelben Steppen Anatoliens entschied sich eines Tages das Schicksal der Russen. Die Grie-

chen wurden bei Angora von Kemal geschlagen. Die Türken zogen siegreich in Stambul ein. Die Franzosen, Engländer, Griechen und Armenier verließen fluchtartig die Stadt. Mit ihnen zogen auch die Russen, denn Kemal-Pascha galt damals als Bolschewik.

Nunmehr ergoß sich der Strom der russischen Emigranten über Europa. Paris, der Sammelpunkt der Emigration, wurde auch zur Hauptstadt des weißen Rußland. Aber auch Berlin, Prag, Wien und die Balkanstädte bekamen bald eine deutlich russische Note. Russische Lokale wurden eröffnet, Banken, Zeitungen und Vereine wurden gegründet. Minister, Frauen, Schieber und Offiziere siedelten nach Europa über. Man bestaunte ihr zerlumptes oder elegantes Aussehen, hielt sie alle für Monarchisten, besuchte ihre Lokale und mied ihren Umgang. Ihr Leben, ihre Taten, ihre Pläne und Hoffnungen blieben aber dem Europäer bis heute verborgen.

IX.

DIE TOTEN SEELEN

In den Zeiten der Leibeigenschaft gab es in Rußland einen herrlichen, von Gogol besungenen Schieber. Dieser Schieber reiste durchs Land und kaufte bei den Gutsbesitzern gestorbene Leibeigene. Die Leibeigenen galten offiziell bis zum Jahresende als lebendig und wurden weiter in den Büchern geführt. Diese toten Seelen versetzte der Schieber beim Staate. Diese unkomplizierte Schiebung lieferte einst den Stoff zu einem unsterblichen Roman. Im Jahre 1920 wurde sie aber zu einer normalen Wirklichkeit.

Die Emigration bestand nicht nur aus Ministern, Offizieren und Zeitungsredakteuren. Alle Bankiers und Industriellen Rußlands wanderten gleichzeitig aus. Sie brachten die Papiere ihrer Unternehmungen mit sich ins Ausland, besaßen etwas Bargeld und lebten in dem unerschütterlichen Glauben an den baldigen Sturz des Bolschewismus. Diesen Glauben verstanden sie auch dem gesamten Ausland einzuflößen. Die Auswanderung der ganzen russischen Industrie brachte das Ausland auf merkwürdige Gedanken. Das unbezweifelbare Eigentum der Emigranten war von den Bolschewiken beschlagnahmt worden: infolgedessen verarmten die Eigentümer über Nacht. Gleichzeitig war man allgemein der unerschütterlichen Überzeugung, daß die Bolschewiken in spätestens einem Jahre gestürzt sein würden. Diesen Umstand durfte Europa nicht ungenützt lassen. Die Öl-, Zucker-, Kohle- und Eisenfabrikanten Rußlands saßen alle in

Paris, schworen, daß sie allein Rußland retten und die Industrie zu neuer Blüte bringen könnten und überlegten, wie lange die mitgebrachte Barschaft noch ein standesgemäßes Auftreten ermögliche. Die europäischen Öltrusts waren die ersten, die auf den Gedanken kamen, den enteigneten Ölbesitzern kollegial auch weiterhin ein standesgemäßes Leben zu ermöglichen. So schlug man z. B. den Ölherren von Baku vor, ihre Ölquellen, die gar nicht mehr ihnen gehörten, zu verkaufen. Die Ölherren wollten davon nichts hören, das war ja Verrat an der heimischen Industrie. Als nun die Europäer sahen, daß die Russen nicht verkaufen wollten, wuchs ihr Glaube an den Sturz des Bolschewismus, soweit dies überhaupt noch möglich war. Damit stieg aber auch der Preis, den sie anboten. Es vergingen Monate, und das Geld in den Taschen der Russen wurde immer knapper, bis eines Tages die russische Kolonie ihre Sensation hatte.

Herr Montaschew aus Baku verkaufte den Engländern seine enteigneten Ölquellen für eine Milliarde Francs. Damit war der Damm gebrochen. In ganz Europa begann jetzt ein reger Handel mit den toten, beziehungsweise enteigneten russischen „Seelen". Irgendwie hatte es sich herumgesprochen, daß man sich jetzt in Rußland sehr billig einkaufen konnte, worauf sich rasch die merkwürdigsten Käufer und Verkäufer meldeten.

Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier und Deutsche stürzten sich plötzlich auf russisches Öl, Eisen und Zucker. Und da die Emigranten selbst fest davon überzeugt waren, daß die Bolschewiken demnächst ebenso rasch verschwinden würden wie sie gekommen, waren ihre Preise keineswegs so niedrig, wie man hätte erwarten dürfen. Verkauft wurde ungern, aber alles: Häuser, Wasserleitungen, Güter, sogar zurückgelassene Edelsteine und Wertpapiere. All

das wurde verkauft im Hinblick darauf, daß die Bolschewiki doch nicht ewig in Rußland hausen würden. Hin und wieder bekam einer der Verkäufer Gewissensbisse und erklärte, er wolle die heimische Industrie nicht verraten. Die kaufhungrigen Ausländer waren auch damit einverstanden. Man hielt also sein Eigentum zurück und verkaufte lediglich die Produktion, die nach dem Sturz der Bolschewiki gewonnen werden würde, und man erhielt auch für diese merkwürdige Ware schweres Geld. Nachdem alle, die etwas in Rußland besaßen, sich gemeldet hatten, erschienen auch solche Leute, die zwar nichts besessen hatten, aber trotzdem um so lieber etwas verkaufen wollten. Haarsträubende Verträge wurden abgeschlossen. Ein abenteuerlicher Herr verkaufte eine sandige Insel im Kaspischen Meer, die weder ihm noch sonst jemanden gehörte, und auf der man bestenfalls Eidechsen fangen konnte. Er bekam dafür viele Millionen. Ein anderer verkaufte Pläne zur Errichtung einer großen Ölleitung, die in Wirklichkeit schon längst gebaut war. Ein Dritter brachte es sogar fertig, einen Schneeberg des Kaukasus an den Mann zu bringen. Rußland war weit, keiner wußte in Europa genau, wie dort die Besitzverhältnisse lagen. Man verfügte über viel freies Geld, das angelegt werden sollte und steckte es auf alle Fälle in das totsichere Rußlandgeschäft.

Standard Oil, Royal Dutch, Anglo Persian, sogar Stinnes gingen mit gutem Beispiel voran, kauften, was ihnen geboten wurde. Die Summen, die die Russen erhielten, schwankten je nach der Energie des Verkäufers zwischen ein paar Tausend und vielen Millionen. Bald begannen sich Legenden um das Verkaufsgeschäft zu bilden. Man erzählte, daß der Großfürst Kyrill ganz Bessarabien an Rumänien verkauft habe, und daß die ausgewanderte georgische Regierung

sämtliche Kirchen Georgiens dem Vatikan anbiete. Als dann bekannt wurde, daß Großfürst Alexander tatsächlich Käufer für die Krim-Riviera gefunden hatte, hielt man nichts mehr für ausgeschlossen.

Die russische Hausse hielt viele Monate an. Fast alle Emigrantenvermögen von heute stammen aus jenen der Emigration unvergeßlichen Tagen. Erst viel später, als die Bolschewiken immer noch nicht gestürzt waren, begann das Geschäft abzuflauen. Englische und französische Käufer wurden rar, und bald konnte man solche nur noch unter ahnungslosen Australiern und Südamerikanern finden, die noch nichts Zuverlässiges von einer gewissen, immer mehr erstarkenden Sowjetmacht gehört hatten, und immer noch bereit waren, für billiges Geld ein Haus in Moskau zu kaufen. Manchen „guten Kaufleuten" gelang es auf diese Weise ihre Häuser, Gruben und Fabriken mehrmals zu veräußern.

Den größten Schlag gegen die Emigrantenverkäufe führten aber die Bolschewiken aus, als sie gegen die Weißrussen einen veritablen Konkurrenzkampf begannen. Eines Tages traten in Europa die Handelsvertreter der Sowjetregierung auf und boten den Firmen dieselben Objekte an, die sie bereits von den ursprünglichen Besitzern erworben hatten. Zuerst war man in Europa über das Ansinnen der Bolschewiken höchst erstaunt und bewunderte die Frechheit, die ohne jegliche Scham geraubtes Gut verkaufen wollte. Dann legte sich allmählich die Empörung, und es tauchte die Theorie auf, daß geachtete Firmen in der Vergangenheit ja auch mit Menschenfressern und Sklavenhändlern, die noch viel schlimmer seien als Diebe, geschäftliche Verbindungen unterhalten hätten. Ganz insgeheim begann man sich mit den Vertretern der Sowjets zu treffen, und es dauerte nicht lange, so schrieb man die Käufe bei den rechtmäßigen

Besitzern auf Verlustkonto und begann mit den unrechtmäßigen Räubern ebenso freundschaftliche wie rechtsgültige Verträge abzuschließen. Das russische Geschäft war und blieb eben totsicher!

Schließlich ahmte die europäische Finanzwelt nur das Beispiel der europäischen Regierungen nach, die mit den Bolschewiki schon lange verhandelten.

Die russische Emigration protestierte in lyrischen Ergüssen, philosophischen Vorträgen, Zeitungsartikeln, und, als das alles nichts helfen wollte, mit Hinweisen auf das absterbende, morsche Europa, das seinen eigenen Untergang vorbereite.

X.

DER INNERE KAMPF

Die russische Emigration ist nicht einheitlich. Alle Stände, Schichten und Völker des Zarenreiches sind in ihr vertreten. Kirgisen und Sozialisten, Ukrainer und Generale flohen gemeinsam aus der Heimat. Mit ihnen allen zusammen zogen die politischen Parteien aus, ins Exil. Da es in Rußland nurmehr eine Partei und eine Regierung gab, war das Ausland die einzige Stelle, wo sich die vielfältigen Meinungen über Rußland ungestört austoben konnten. Diese Möglichkeit wurde vom ersten Tage der Emigration an ausgenutzt. In Paris gab es sehr bald organisierte Emigranten.

Kirgisen, Osseten, Tscherkessen, Ukrainer verschiedenster Richtungen, Georgier, Juden usw., all diese Völker hielten nur sehr wenig voneinander und brachten das bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck. Fast jedes Volk hatte eine eigene Regierung mit ins Ausland gebracht. Es saßen und sitzen auch heute noch im Auslande erstens die alten, vorrevolutionären Botschafter und Gesandten Rußlands, dann die Regierung Rußlands, bestehend aus einer Vertretung der Konstituante, die Regierung Südrußlands aus den Zeiten Denikins, die Regierung der Krim aus den Zeiten Wrangels, drei verschiedene Regierungen Sibiriens aus den Zeiten Koltschaks, und schließlich Herr Kerensky persönlich, der sich immer noch als der legitime Vertreter des vorbolschewistischen Rußland betrachtet. Ferner befinden sich im Ausland die ukrainische

Regierung Petljuras und die Regierung des Hetmans. Bei Paris lebt auf einem Rittergut die ganze Regierung Georgiens, die, da sie vom Völkerbund anerkannt war, auch heute noch als Regierung gilt. Außerdem findet man in Paris die Regierungen von Armenien, von Aserbeidjan, der Kuban-Kosaken, der Republik des fernen Ostens und andere mehr.

Der unbeteiligte Ausländer könnte beim besten Willen nicht einwandfrei feststellen, wo eigentlich das weiße Rußland steckt. Natürlich waren und sind sich alle Regierungen darüber einig, daß sie allein die legitimen Vertreter von ganz Rußland sind. In allen anderen Fragen bekämpfen sie einander erbittert.

Außer den Regierungen gab es noch politische Parteien, die geschlossen ausgewandert waren und im Ausland eine rege Tätigkeit entfalteten. In Berlin gab es eine Zentrale der ausgewanderten Anarchisten, in Prag und Paris hatten die Zentralstellen der Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre ihren Sitz, in München und in Belgrad waren die Monarchisten verschiedenster Schattierungen vertreten, in Sofia die Anhänger der Diktatur des „starken Mannes“, die nach dem geeigneten „starken Mann“ suchten, in Stockholm die Spione und in London die Vertreter des alten Rußland. Keine Stadt war aber allein von Vertretern nur einer Richtung bewohnt, das zog oft die tragischsten Folgen nach sich. Im Gegensatz zu den Regierungen, die einander nur still verachteten, bekämpften die Parteien einander schonungslos und erbittert. Außerdem zeigten sie, wiederum im Gegensatz zu den Regierungen, die einig bei den mitgebrachten Staatskassen aushielten, einen unausrottbaren Drang zur Spaltung. Dauernd bildeten sich neue Parteien „Das Bauernrußland“, der „Jungrussische Bund“ und dergleichen mehr. Anfänglich versuchten die Emigranten in Paris so etwas wie ein Emigrantenparlament zu bilden.

Der Versuch endete mit einer allgemeinen Prügelei, woraufhin jede Partei ihre eigenen Wege ging. Diese Wege führten sie immer wieder gegeneinander. Die politische Geschichte der Emigration ist angefüllt mit Fehden, Schlägereien und politischen Skandalen jeder Art. Aus Rußland brachten die Emigranten außer dem Haß gegen die Bolschewiki noch einen unversöhnlichen Haß gegeneinander mit. Dieser Haß begann sich jetzt allmählich zu entladen.

Das erste Zeichen dieses Hasses war die schon erwähnte Ermordung General Romanowskis in der Botschaft zu Stambul gewesen. Dann folgte in der langjährigen Geschichte der Emigration eine Reihe von Terrorakten, von denen hier die bedeutendsten beschrieben werden sollen.

In Paris lebt als einer der vornehmsten Emigranten Professor Miljukow, der bekannteste liberale Politiker Rußlands, ehemaliger Außenminister der Februarrevolution. Alle Monarchisten Rußlands sehen in Miljukow den Hauptschuldigen am Zusammenbruch des Staates. Sein Name wird nur in Verbindung mit den unflätigsten Schimpfwörtern genannt. Jeder bessere Monarchist hält es für seine Pflicht, Miljukow mindestens ebenso zu hassen wie Lenin und Trotzki. Nun besteht aber die Emigration nicht nur aus Monarchisten, und Miljukow hat neben unzähligen Feinden auch unzählige Freunde, die jedem seiner Vorträge begeistert zujubeln. Hin und wieder bereist nun Miljukow die Emigration, um die Huldigungen seiner Freunde entgegenzunehmen.

Eines Tages, im Jahre 1922, kam er so auch nach Berlin. Er wurde mit großem Enthusiasmus empfangen. Seine Parteifreunde kündigten einen Vortrag von ihm an. Zum Vortrag wurde der große Saal der Philharmonie gemietet. Dieser Saal war am Abend des Vortrages bis auf den letzten Platz ausverkauft. Politiker,

Journalisten und Durchschnittsemigranten warteten gespannt auf die Worte Miljukows. Langsam bestieg Miljukow die Tribüne, sprach [illegible] und stieg langsam wieder herunter. Die Ovationen begannen. Plötzlich erhoben sich aus einer der ersten Reihen zwei blasse junge Leute, zogen Pistolen und feuerten auf Miljukow mehrere Schüsse ab. Miljukow wurde nicht getroffen, ein Freund packte ihn rechtzeitig beim Fuß und brachte ihn zu Fall. Einer der jungen Leute stürzte nun zur Tribüne, um Miljukow aus nächster Nähe zu erschießen. Ein nicht mehr ganz junger Mann sprang ihm entgegen, es kam zu einem Handgemenge, ein Schuß knallte und der Verteidiger stürzte blutüberströmt zu Boden. Die beiden Attentäter wurden umringt, überwältigt und der Polizei übergeben. Es waren die ehemaligen Offiziere Bork und Taboritzky. Sie erklärten, an Miljukow Rache nehmen zu wollen, weil er die Zarin seinerzeit verleumdet habe. Das Opfer ihres Attentates war [illegible] Nabokow, ehemaliger Kammerherr des Zaren, der später Revolutionär geworden war.

Das Attentat auf Miljukow und die Ermordung Nabokows war der erste große Terrorakt der Emigration. Bald sollte ihm eine Reihe anderer folgen. In Paris lebte seit Beginn der großen russischen Auswanderung ein kleiner jüdischer Uhrmacher namens Schwarzkopf. Einst war Schwarzkopf in der Ukraine ansässig gewesen. Er hatte Uhren repariert, die Polizisten gefürchtet und mehr schlecht als recht verdient. Diese glücklichen Zeiten lagen nun schon viele Jahre zurück. Seitdem hatte sich manches ereignet. Sein Geschäft hatte immer mehr gestockt. Eines Tages gab es keine Uhren mehr zu reparieren. In der Ukraine herrschte der Hetman. Dann verschwand plötz-

lich der Hetman, und an seiner Stelle tauchte das Direktorium mit Petljura an der Spitze auf. In der ganzen Ukraine begannen plötzlich unter Petljuras Führung Judenpogrome. In den kleinen ukrainisch-galizischen Dörfern wurde gemordet und geplündert. Verwilderte Petljura-Banden kamen in die Städtchen, trieben alle Juden zusammen, und schnitten ihnen die Kehlen durch. Auf den Wegen und Gäßchen lagen Frauenleichen mit aufgeschnittenen Leibern, Blut floß auf den Straßen. Petljura erließ siegestrunkene Aufrufe. So wiederholte sich im 19. Jahrhundert in der Ukraine das graue Mittelalter.

Das alles sah und erlebte der Uhrmacher Schwarzkopf. Er floh nach Paris, bezog einen kleinen Laden, konnte aber die blutbesudelten Dörfer seiner Heimat nicht vergessen. Eines Tages kam er die Straße entlang, in der sein Geschäft lag. Ihm entgegen schritt langsam und bedächtig ein gut angezogener, immer noch sehr siegesbewußt aussehender Herr. Es war Petljura. Am nächsten Tag ging der Uhrmacher in ein Waffengeschäft und kaufte einen Revolver. Dann lauerte er Petljura auf und erschoß ihn, mitten in Paris, am hellichten Tage.

Die Ermordung Petljuras wurde zu einer Pariser Sensation. Es kam zu einem Riesenprozeß, bei dem auf beiden Seiten die besten Rechtsanwälte Frankreichs ins Gefecht zogen. Beiderseits erschien ein Riesenaufgebot an Zeugen. Als aber ein greiser Karaime vor den Geschworenen die ukrainischen Pogrome schilderte, war der Ausgang des Prozesses entschieden. Trotz des unleugbar vorsätzlichen Mordes wurde Schwarzkopf einstimmig von den Geschworenen freigesprochen.

Nicht minder sensationell war die Ermordung des georgischen Außenministers Noach Ramischwili, die gleichfalls in Paris erfolgte. Ramischwili war einer

der bedeutendsten antibolschewistischen Politiker der Emigration, ein Georgier und persönlicher Feind Stalins. Nichts lag daher näher, als seine Ermordung den Bolschewiken in die Schuhe zu schieben. Beweise konnten jedoch für diese Vermutung nicht erbracht werden. Eines Abends ging Ramischwili in Begleitung einiger Freunde zu einer georgischen Versammlung. Aus einer dunklen Ecke tauchte plötzlich eine Gestalt auf. Einige Revolverschüsse zerrissen die Stille der Nacht. Ramischwili blieb tot auf der Stelle, einer seiner Begleiter wurde schwer verwundet. Der Mörder war der Georgier Tschanukwadse. Er gab an, Ramischwili aus persönlichen Gründen ermordet zu haben. Ramischwili habe ihn, da er einer anderen Partei angehörte, bei der Fabrik, in der er als einfacher Arbeiter tätig war, verleumdet. Diese Behauptung klang höchst unwahrscheinlich. Mehr war aber aus dem finsteren Georgier nicht herauszubekommen. Er wurde abgeurteilt. Auch heute weiß man noch nicht, welche Hand hinter dieser dunklen Affäre steckt.

Ramischwili, Petljura und Miljukow sind nur die bedeutendsten Fälle des Emigrantenterrors. Zahllos sind die Fehden, die die Schiffbrüchigen gegeneinander führen. Stark ist der gegenseitige Haß.

Wo das Wort nicht ausreicht, und es reicht leider allzuoft nicht aus, greift der Emigrant zur Faust oder zum Messer. Die europäische Polizei, vor die diese Fälle nur selten kommen, kann sich nur schwer in diesen Verhältnissen zurechtfinden. Die Emigranten sind verschwiegen, ihre Politik ist undurchsichtig, und ihr gegenseitiger Haß erscheint unverständlich und rätselhaft. Auch heute erfährt der Europäer nicht, welche einst im innersten Rußland begangenen Untaten und Verbrechen eines Tages an der Spree oder an der Seine plötzlich ihre Sühne finden.

Es gibt in Europa und Asien keine Stadt ohne Emigranten. Überall, auf breiten Avenuen, in engen und dunklen Gassen und in rauchigen Lokalen und Versammlungen kann ein Emigrant auf den anderen lauern, ihn verleumden, ankrakeelen und prügeln. Immer wieder zieht hie und da einer die Waffe, um den Feind zu bekämpfen, und sei es auch nur, weil dieser vor Jahrzehnten irgendwo im fernen Lande eine andere Meinung gehabt hatte als er selbst.

XI.

EMIGRANTENSCHICKSALE

Nicht alle Emigranten sind Politiker, Geschäftspartner der kauflustigen Europäer, Generale oder Terroristen. Die meisten der Durchschnittsemigranten gingen ins Ausland, einfach weil alle Leute um sie herum dasselbe taten. Im Ausland abonnierten sie Emigrantenzeitungen, schimpften im Freundeskreis auf die gottlosen Bolschewiki und hielten damit ihre Bürgerpflicht für erfüllt. Später, als das mitgebrachte Geld zu Ende ging, wurden sie Chauffeure, Kellner, Musiker oder Diener und fühlten sich dabei nicht im geringsten deklassiert oder vom Schicksal besonders benachteiligt. Der Snobismus der Emigration verlangte sogar, daß ein richtiger Emigrant mindestens einige Monate Kellnerdasein hinter sich habe. Lange wollte aber keiner in dieser Stellung verbleiben. Die Bemühungen der Emigranten um Aufstieg gehören zu den schönsten Kapiteln ihrer Geschichte.

Da gab es z. B. einen ehemaligen Gardeoffizier, der mit Hilfe der letzten Visitenkarte, die er noch besaß, bis zum Empfangszimmer eines weltberühmten Bankiers vordrang. Dort erzählte der Emigrant, daß er früher in Petersburg den Direktorposten einer großen Bank bekleidet habe. In Wirklichkeit war die einzige Beziehung zwischen dem Offizier und der Bank ein Konto, das der Offizier bei der Bank hatte. Der Bankdirektor schenkte aber den Worten des Besuchers Glauben. Innerhalb zweier Tage saß der Emigrant im Büro der Bank vor einem Haufen ihm unverständ-

licher Papiere, in denen sich der „Fachmann“ erst nach langwieriger Arbeit zurechtfinden konnte. „Schlimm waren die ersten Tage“, erzählte der Emigrant, „als ich aber gelernt hatte, wohin man die Unterschrift setzen muß, ging alles viel besser.“ Seine ersten Fehler erklärte der Emigrant durch andere Gepflogenheiten der russischen Banken. Dann lernte er vielsagend zu husten, vornehm das Wort „Börse“ auszusprechen und den Kunden Zigaretten anzubieten. Er verblieb bei der Bank in leitender Stellung, bis sie pleite machte.

Ein Kollege dieses Gardeoffiziers, der weniger Glück hatte, erfand einen neuen, seltsamen aber gewinnbringenden Beruf. Er kaufte Hühner, mietete sich an der Landstraße bei Paris einen Streifen Land und begann die Hühner zu dressieren. In zwei Monaten brachte der Emigrant seine Hühner soweit, daß sie von selbst beim Nahen eines Wagens unter dessen Räder flogen. Täglich wurden mindestens fünf Hühner überfahren, jedesmal sprang der Emigrant an den Wagen heran, weinte bitterlich über das Schicksal des preisgekrönten Huhnes und kassierte eine reichliche Entschädigung. Davon lebte er, seine Familie und die Partei, der er angehörte.

Die Erfindung der „Autohühner“ ist aber keine Ausnahme. Die Emigranten sind voller Einfälle, die von großer Intelligenz zeugen und sich oft am Rande des gesetzlich Zulässigen befinden. Die Schabenrennen, dressierten Hühner, verkauften Kaukasusberge tauchen in den Gesprächen der Emigranten in vielen Varianten auf. Nicht alle Emigranten hatten aber mit ihren Erfindungen Glück. Nur ein kleiner Teil konnte sich seiner Erfolge rühmen. Die meisten leben zerstreut und bitterarm in der ganzen Welt, arbeiten und warten auf den Tag des Sturzes der Bolschewiki.

Je höher ein Emigrant in der Heimat stand, desto tragischer wurde gewöhnlich sein Schicksal in Europa. Hofleute, Minister und Fürsten des Zarenreiches vermochten sich außerhalb ihres Landes meist nur schlecht zurechtzufinden. Sie, die zu alt waren, Politiker, Chauffeure oder Schieber zu werden, bildeten die unterste Stufe der Emigration, die Schicht, die nicht tiefer sinken kann. Diese Schicht ist in ganz Europa vertreten und lebt überall unter den gleichen, gespensterhaften Umständen.

In Tegel bei Berlin erhebt sich auf einem ummauerten Gelände ein russischer Friedhof, der noch aus besseren Zeiten stammt. Dem Friedhof ist eine kleine Kirche angeschlossen, und neben dem Friedhof befinden sich Baracken, kleine, baufällige Häuser, in denen früher wohl die Wächter wohnten und wo auch die Leichen aufgebahrt werden mochten. Jetzt lebt in diesen Baracken die Elite des alten Rußland. Hofdamen, Professoren, Aristokraten. Wovon sie leben, weiß man nicht, auch kann ihr Dasein schwerlich als Leben bezeichnet werden. In den kleinen Baracken, bei Kerzenbeleuchtung, sitzen greise Leute, blicken auf den Kirchhof, der sie umgibt, und denken an den Glanz des alten Hofes, an die Petersburger Paraden und an die guten Zeiten des alten Zaren. Nur die wenigsten von ihnen wissen, was eigentlich in Rußland vorgeht. Sie erinnern sich nur, wie eines Tages der Pöbel ihre Häuser stürmte, wie ihre Angehörigen in der Tscheka erschossen wurden, und wie sie dann, zu Fuß, ohne einen Groschen in der Tasche, über die Grenze kamen, um nun alt und arbeitsunfähig am Tegeler Friedhof zu landen. Nun sitzen sie da und grübeln nach, was die Ursache ihres Unterganges war: der erschossene Zar, die Deutschen, die Sozialisten oder die Juden. — Hin und wieder bringt man ihnen aus der Stadt Kleidungsstücke und etwas Essen, sie bedanken sich dann

aufs vornehmste und versprechen im befreiten Rußland alles aufs beste zu vergelten. Tagsüber spazieren sie auf dem Kirchhof herum, gehen in die Kirche und erzählen einander, was der Zar anläßlich der oder jener großen Parade in Moskau gesagt habe. Dann lesen sie die Grabschriften, die meistens Namen ihrer ältesten Freunde enthalten, und kehren wieder in ihre Baracken zurück. Es gibt in der Welt wenig Menschen, die unglücklicher sind als die Bewohner des Friedhofgeländes in Tegel. Und doch wollen auch diese Schiffbrüchigen leben. Zum Leben gehört aber außer Brot noch Vergnügen. Auch diese Bemitleidenswerten veranstalten ein bis zweimal im Jahre einen Ball. Es ist ein Ball der Gespenster. Aus allen Schlupfwinkeln der Baracken strömen sie in das große, beleuchtete Zimmer. Die besten Namen Rußlands sind dort versammelt. Es herrschen strenges Zeremoniell und beste Sitten. Greise Gräfinnen tanzen Menuett mit zerlumpten Fürsten. Man redet einander mit „Durchlaucht" und „Exzellenz" an, verbeugt sich tief, ganz wie am alten Hofe und vergißt, daß man selbst nur noch ein Gespenst der alten Zeit ist.

Bis zum Morgengrauen dauert der Ball, und wenn dann der Baron X der Gräfin Y erzählt, wie er seinerzeit in Moskau beim Einzug des Zaren für Ruhe und Ordnung gesorgt habe, warten alle, daß sich plötzlich die Tür öffne und in alter Pracht, huldvoll lächelnd, Seine Majestät der Zar den Saal betrete, um den zerlumpten Fürsten zum Gouverneur und die alte Gräfin zur Hofdame zu ernennen. Am nächsten Tag gibt es dann wieder keinen Zaren mehr. Man geht an der Kirchhofsmauer entlang und denkt darüber nach, wie wenig doch eigentlich dazu gehört hätte, um auch heute noch im Petersburger Winterpalais zum großen Galadiner geladen zu sein.

Ein wenig besser geht es den Emigranten, die auf den Straßen der europäischen Großstädte irgendein trauriges Gewerbe betreiben: Zeitungen und Zigaretten verkaufen, Puppen feilbieten und dazwischen insgeheim immer wieder einmal ausrechnen, welche Orden sie inzwischen wohl erhalten hätten, wenn keine Revolution gekommen wäre.

Selten lächelt den Emigranten das Glück. Und doch gibt es Fälle von überraschendem, beispiellosem Glück. Das wird dann von der gesamten Emigration mit Freude notiert. Es lebte z. B. vor Jahren in Paris eine junge Emigrantin namens Popow. Sie war hübsch und arm, Tochter eines Bankiers, und hatte die Stellung einer Kellnerin in einem russischen Lokal inne. Eines Tages servierte sie einem dunkelhäutigen Gast Kaffee, stolperte über den Stuhl, begoß den Gast mit Kaffee und fiel ihm in die Arme. Der dunkelhäutige Herr sprang auf, wischte sich den Kaffee vom Anzug und fragte das Mädchen tiefernst, ob sie nicht seine Frau werden wolle. Ob das Mädchen verwirrt war, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls sagte sie — nein — und lief davon. Am nächsten Tage erschienen im Lokal drei vornehme Orientalen und erklärten dem Mädchen, daß ihr Herr, der Maharadscha, sie als Brautwerber geschickt habe. Nun sagte das Mädchen nicht mehr nein, trat vielmehr zu irgendeiner Religion über, heiratete den Maharadscha und bewohnt jetzt mit ihm ein Marmorpalais in Indien, mit Elefanten, Sklaven und Paradiesvögeln. Hin und wieder schickt sie dem Lokal Ansichtskarten. Die ehemaligen Kolleginnen werden dann sehr still.

Eine noch glänzendere Karriere machte ein junges, kaukasisches Mädchen, das eines Tages im Heizraum eines Ozeandampfers aus Rußland floh. Der Dampfer hielt unterwegs in verschiedenen Häfen, nahm Passagiere an Bord, die allerdings etwas komfor-

Stabler reisten. Einer der Gäste war ein älterer Herr, dem die übrigen Passagiere ganz besondere Hochachtung entgegenbrachten. Der Herr promenierte auf dem Dampfer umher, blickte neugierig auch in den Heizraum hinab und entdeckte dort zufällig das zerlumpte kaukasische Mädchen. Nach zwei Tagen bot er ihr seinen Namen an, den das Mädchen nur unter der Bedingung annahm, daß dieser Name dauernd in der Reihe der Bolschewikifeinde stehen sollte. Der Name des Mannes war Sir Henry Deterding. Sein Name steht bekanntlich in der ersten Reihe der Bolschewikifeinde. Niemand weiß, was alles bei dem Kampf dieses Ölkönigs gegen die Sowjets auf jenes Zusammentreffen mit der späteren Lady Deterding zurückzuführen ist.

Die russischen Frauen haben in der Emigration entschieden leichter und besser Karriere gemacht als die Männer. Es gibt aber auch Karrieren von Männern, die an Glanz wenig zu wünschen übrig lassen. Die seltsamste Karriere machte wohl der Sohn eines ehemaligen russischen Generalkonsuls in Persien, der zu einem wilden Stamm in Beludschistan emigrierte und dort Gott wurde. Er lebt in einer alten Burg, genießt göttliche Ehren und bedauert kaum noch, daß er dem alten Rußland den Rücken kehrte.

Die Regierungen der exotischen Länder sind durch geflohene Russen bereichert. Ein Kaukasier leitet einen Generalstab in Südamerika, ein Kosake führte die Armee Ab del Krims, ein Russe war Verkehrsminister in Persien, und fast jeder chinesische General hat einen russischen Emigranten als Ratgeber für zivile und militärische Dinge engagiert. Doch sind das alles Emigranten ohne Vergangenheit, die auch im alten Rußland keine bedeutende Rolle spielten. Was aber wurde aus den Führern des alten Reiches? Aus dem Rasputinmörder Jussupow, aus dem Revolutionä-

Kerensky, aus dem Liberalen Miljukow und dem vornehmen Dolgoruki?

Jussupow lebt in Paris. Besitzt eine Dogge, die eine goldene Armbanduhr trägt, und einen Modesalon, der den Besitz der Dogge und der Armbanduhr ermöglicht. Der Salon ist voll von Amerikanerinnen, die sich von dem waschechten Rasputinmörder elegant anziehen lassen wollen.

Auch der Held der Februarrevolution — Kerensky — lebt in Paris. Er gibt dort, ebenso wie Miljukow, eine Zeitung heraus, und schwört, daß alles anders gekommen wäre, wenn nicht die Verquickung mißlicher Umstände ihn zur Flucht im Frauenrock gezwungen hätte.

Auch General Denikin, der Held des Bürgerkrieges, lebt im Auslande. Er schreibt in Belgien dickbändige Memoiren und empfängt als Ritter etlicher europäischer Orden eine Rente. Er ist wohl der einzige russische General, dem solches Glück zuteil wurde.

Fürst Paul Dolgoruki lebte etliche Jahre im Ausland, bis er endlich sein Heimweh nicht mehr ertragen konnte, nach Rußland zurückfuhr und von den Bolschewiki erschossen wurde.

Der Hetman der Ukraine, Pawlo Skoropadsky, lebt in Wannsee bei Berlin. Er bewohnt dort eine Villa mit zwei Lautsprechern, von denen der eine auf Kiew, der andere auf Charkow eingestellt ist. Tagsüber sitzt der Hetman am Schreibtisch und liest Zeitungen. Dann wieder hört er Radionachrichten seiner Heimat und kommentiert sie.

Manchmal empfängt er seine Anhänger, die in der ganzen Welt zerstreut sind und erläßt in gewissen Abständen Manifeste, in denen er seine baldige Wiederkehr auf den Thron der Ukraine verkündet.

Bunt sind die Schicksale und märchenhaft die Abenteuer der Emigranten. Generale, Fürsten und Bauern,

Alle, die ausgewandert sind, unterliegen den eisernen Gesetzen der Emigration, die das Leben eines jeden zu einem seltsamen Abenteuer machen, das nicht selten einen tragischen Ausgang hat. Einige dieser Abenteuer sollen im Nachfolgenden geschildert werden.

XII.

DER KAMPF UM CHINA

Der Hauptstrom der Emigranten ergoß sich über Europa. Ein breiter Nebenfluß dieses Stromes mündete aber, jenseits der großen Mauer, ins Land der Mitte. Die Emigranten zerstreuten sich über ganz Nordchina, bevölkerten teilweise ganze chinesische Stadtviertel und kompromittierten stark das Ansehen des weißen Mannes in den Augen aller chinesischer Regierungen. Nach China gelangten auch die Reste einer russischen Armee unter Führung eigener Generale. China war aber nicht Gallipoli, und es gab dort keine alliierten Truppen und keine Verbündeten. Die Russen wurden weder entwaffnet noch verpflegt. Sie mußten für sich selbst sorgen, und da sie mit Waffen in der Hand aus Rußland eingewandert waren, griffen sie zu dem naheliegendsten und einfachsten Mittel — sie wurden Söldner der chinesischen Generale. In China war Bürgerkrieg. Ein General, der sich für kommunistisch ausgab, bekämpfte einen anderen General, der für christlich galt. Den Russen kam dieser Zustand sehr vertraut vor. Sie beschlossen, auf Seiten des christlichen Generals zu kämpfen, um den roten Feind auch in seiner chinesischen Verkleidung zu verfolgen. Da wiederum auf Seiten der kommunistischen Generale Sowjetoffiziere kämpften, unterschied sich der chinesische Bürgerkrieg kaum noch von den Kämpfen, die einst in den sibirischen und südrussischen Steppen ausgefochten worden waren. Denn auch in Rußland kämpften während des Bürgerkrieges auf beiden Sei-

ten chinesische Bataillone. Jetzt kämpften russische Bataillone in China. Den gelben Generalen kam der Zustrom militärisch vorgebildeter Truppen höchst gelegen. Die chinesischen Nationaltruppen kämpften des Soldes wegen und liefen bei jeder Gelegenheit davon, die russischen Söldner kämpften aus Überzeugung und flohen selbst dann nicht, wenn sie keinen Sold bekamen. Wohin sollten sie auch fliehen?

Der Kampf nahm bald grauenhafte Formen an. In den chinesischen Steppen, an der großen chinesischen Eisenbahnstrecke überfielen die Russen einander, mordeten, plünderten und vergewaltigten. Sie salutierten chinesischen Generalen, erstatteten chinesische Berichte und bedauerten insgeheim, daß es im Kampfgebiet keine chinesischen Juden gab. Die chinesischen Räubergenerale, von ihren russischen Stäben umgeben, haben sich nicht europäisiert, eher bekamen die Weißrussen einen gelben Einschlag. In den Kämpfen bediente man sich bald chinesischer Methoden, die, gepaart mit europäischer Militärtechnik, hervorragende Leistungen erzielten.

Wenn aber die antikommunistischen Chinesen in kritische Situationen gerieten, zögerten sie keinen Augenblick, ihre weißen Verbündeten an die Kommunisten zu verkaufen. Der chinesische General bekam mit seinen Truppen freies Geleit und verließ die ahnungslosen Russen möglichst geräuschlos. Dann kamen die Chinakommunisten und erledigten die so gekauften Russen, auf chinesische Art versteht sich. Dies hinderte aber die überlebenden Weißrussen nicht, ihre Säbel auch weiterhin chinesischen Generalen anzubieten. Leichen russischer Kosaken und Offiziere bedeckten die Straßen Chinas. Sie lagen dort grauenhaft verstümmelt, mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, mit ausgestochenen Augen — als letzte Opfer der „weißen Tat".

Auch heute noch kämpfen unter Führung ihrer eigenen Atamane russische Kosaken in der Mandschurei. Japaner und Chinesen sind heute ihre Auftraggeber. Ihr Feind bleibt aber nach wie vor das rote Moskau, das sie aus den Donsteppen vertrieb.

Selbst die fanatischsten unter diesen China- und Japan-Söldnern hoffen nicht durch die Bekämpfung aufständischer Chinesen Rußland vom Bolschewismus zu befreien. Ihr Traum, ihr Ideal und ihre Sehnsucht ist ganz etwas anderes.

Irgendwo in der Mandschurei, an der großen Mauer oder in den mongolischen Steppen soll ein Emigrantenstaat geschaffen werden. Ein Reich der weißen Russen, als Pufferstaat zwischen dem roten Rußland und Asien. Dieser Staat ist noch nicht gegründet, wenn er aber eines Tages da sein wird, hätte das weiße Rußland wieder Boden unter den Füßen. Kirchen mit goldenen Kuppeln werden dann in den Städten dieses Staates errichtet, vor jeder Kirche wird das Denkmal eines Generals stehen, und vor jedem Denkmal zehn Polizisten, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen haben. Wer das Wort: „Genosse“ ausspricht, wird erschossen. Als Volkssprache wird Kirchenslawisch eingeführt werden und an der Universität werden alte Polizeiwachtmeister Vorträge über die „Zerstreuung von Massenansammlungen auf der Straße“ halten. In diesem Staat werden nur Offiziere zu Staatsposten zugelassen sein. Der Zarenadler wird sich über jedem Hause erheben, die Bevölkerung wird nie aufhören, den Bolschewismus zu hassen. Eine ganz ferne Hoffnung besteht: Eines Tages wird ein kaiserlicher Großfürst erscheinen, um unter Klängen aller Staatskapellen und Kirchenchöre das also geschaffene Reich von der alleruntertänigsten Bevölkerung zu empfangen. Doch dieser Staat ist noch nicht gegründet. Und in der Mandschurei fließt immer noch russisches Blut. Her-

Untergekommene Weißrussen kämpfen unter fremden Fahnen für eine fremde Sache. Wenn sie dann vor den Türen eines fremden Stabes Wache stehen, chinesisch sprechen und für das gelbe Volk kämpfen müssen, tröstet sie der Gedanke an den Pufferstaat, an den tapferen weißen General und an den fernen Großfürsten.

Außer Offizieren, Kosaken und Generalen wanderten nach China auch einfache Russen aus — das Bürgertum, das in den China benachbarten Provinzen ansässig gewesen war. Zum Kriegführen sind sie ungeeignet, einen Schutz von irgendwelcher Seite besitzen sie nicht. Sie sind den Chinesen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, und der ganze alte Haß des Chinesen gegen den weißen Fremdling kann sich hier auf dem Rücken der Russen ungestraft austoben.

Seit Jahrzehnten spielte der weiße Mann im fernen Osten die Rolle eines Halbgottes. In allem war er überlegen, kein Chinese durfte ihn anrühren, chinesische Gesetze, Gerichte und Befehle hatten für ihn keine Gültigkeit. Er war exterritorial. Auch der Russe hatte einst diese Stellung inne. Jetzt kamen plötzlich aus dem Westen blonde Europäer, die von niemandem geschützt wurden, die keinen Rubel in der Tasche hatten, und denen gegenüber jeder chinesische Polizist plötzlich allmächtig war. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn der chinesische Polizist diese Macht nicht ausgenutzt hätte.

In den Städten Nordchinas führen die Russen ein kümmerliches Dasein. Ihre Zeitungen unterliegen der chinesischen Zensur. In den Straßenbahnen, auf den Ämtern und Revieren werden sie von chinesischen Beamten unbarmherzig verprügelt. Sie werden verhaftet und dürfen es als Zeichen besonderer Gnade betrachten, in chinesische Gefängnisse gesteckt zu werden.

Gefesselt hocken sie in einer Zelle mit chinesischen Raubmördern und müssen alles hinunterschlucken. Sonst droht ihnen die Ausweisung nach Sowjetrußland, wo die Kerker der Tscheka sie erwarten. Das erscheint ihnen schlimmer als alle chinesischen Gefängnislöcher und Raubmörder zusammengenommen. Dauernd droht den Emigranten diese Ausweisung nach Sowjetrußland. Chinesen und Sowjets ringen erbittert um die Emigranten, die für China ein wichtiger politischer Trumpf sind. Die einzige Maßnahme gegen Ausweisung ist für den Emigranten die Annahme der chinesischen Staatsangehörigkeit. Es laufen demnach in China Tausende von Russen mit chinesischen Pässen und chinesischen Namen herum, zum Erstaunen aller anderen Europäer, die es nicht verstehen können, daß ein Europäer freiwillig Chinese wird.

Journalisten, Rechtsanwälte und ähnliche Kategorien können als Emigranten ihre Berufe in China natürlich nicht weiter ausüben. In den chinesischen Verhältnissen sich zurechtzufinden vermögen sie gleichfalls nicht recht. Sie leben in dem Menschenozean Chinas, geben Zeitungen und Bücher heraus, die keine Leser finden, veranstalten Vorträge, die von niemandem besucht werden und lungern in ihrer freien Zeit auf den Straßen der chinesischen Städte umher.

Ihre Beschäftigungen sind grauenhaft. Es gibt Russen in China, die Angestellte chinesischer Kulis sind, also Kulis zweiter Sorte. Gepäckträger, Rikschakuli, Bettler und Opiumschmuggler sind die untersten Berufsstufen der China-Emigranten. Wer mehr erreichen will, tritt in chinesische oder japanische Dienste, wird Schreiber, Dolmetscher oder kleinerer Beamter. Die Kriegslustigen sammeln sich dagegen in Scharen, überfallen die Sowjetgrenze und kämpfen verzweifelt und hoffnungslos als letzte Ritter des weißen Rußland immer wieder gegen die Sowjets an.

Die Zahl der Emigranten wird immer größer. Unaufhörlich strömen neue Flüchtlinge über die Grenzen. Ganze russische Bauerndörfer sind nach China ausgewandert. Bolschewiki verfolgen sie oft bis über die Grenze, bis ins innere China hinein. Dann gibt es Kämpfe, an denen die Chinesen keinerlei Anteil nehmen. Auf chinesischem Boden schlagen sich die weißen und roten Russen zum Ergötzen schlitzäugiger Generale und zum Erstaunen der Europäer, die nicht mehr wissen, wie sie angesichts solcher Ereignisse das Ansehen der weißen Rassen retten sollen.

XIII.

DER LETZTE ERBE TAMERLANS

Fünfhundert Jahre sind vergangen, seitdem der lahme Welteroberer die Welt mit seinen Taten erschütterte. Seit fünfhundert Jahren wird in den Bazaren und Moscheehöfen des Orients der Ruhm des großen Welteroberers von wandernden Sängern verkündet. Seine Taten sind heute Legenden, verblaßt. Die Türme, die er aus Menschenleichen errichtete, sind zerfallen und die Paläste vom Wüstensand überweht. Nur in seiner Hauptstadt, in Samarkand, erhebt sich noch ein letztes stolzes Wahrzeichen aus den Zeiten des finsteren Weltherrschers. Es ist das berühmte Gur-Emir, das Mausoleum Tamerlans. Zweierlei hinterließ der lahme Eroberer der Welt: sein Mausoleum und seine Dynastie.

Schon lange vor seinem Tode begann Timur mit dem Bau seines Mausoleums, das in der Form einer gigantischen und dennoch grazilen Lotosblume errichtet ist. Steile Stufen führen in den unterirdischen Raum, der mit einer Kuppel aus Türkisen überwölbt ist und die irdischen Reste Tamerlans birgt. Der Grabstein, der die Gebeine bedeckt, soll der größte Malachit der Welt sein. Er wurde aus China nach Samarkand gebracht und erreicht etwa die Länge und Breite eines Billards. Verzierte Inschriften schmücken die Wände des Raumes und berichten von den Taten Tamerlans. „Hier liege ich, der lahme Welteroberer,

Ich habe Buchara erobert, Arabien, Indien, Persien, Rußland und China, die Menschheit zittert vor mir." Eine andere Inschrift lautet: „Ich habe mehr Menschen getötet als es Sandkörner in der Wüste gibt, Gott sei mir dafür gnädig." Diese Inschriften hat Tamerlan selbst vor seinem Tode verfaßt. Die letzte Inschrift wurde jedoch von seinem frommen Nachfolger nicht in die Wand gemeißelt, sie erschien ihm zu ketzerisch. Sie lautete: „Ich habe alle Freuden des Lebens erkannt, die größte Freude aber ist es, Tränen in den Augen seiner Feinde zu erblicken. Das ist süßer als die Allmacht Gottes."

Die ganze Pracht, der Glanz und die Macht des Gründers eines Weltreiches und einer starken Dynastie sind in diesem Mausoleum verkörpert. Es steht in der Mitte der alten Stadt Samarkand, als letzte Erinnerung an den Stammvater aller Herrscher, Prinzen und Despoten Turkestans und Indiens.

Auch der fromme Sohn Tamerlans wurde neben dem Vater beerdigt. Im Schatten des väterlichen Ruhmes verlief sein Leben still und unscheinbar. Bescheiden und unscheinbar ist auch sein Grabstein.

An den kleinen Fenstern des Mausoleums hängen die Fahnen Timurs: Holzstangen mit Pferdeschweifen daran. In den Pferdeschweifen leben die guten Geister. Der Pferdeschweif war das einzige, wovor Timur in den Stunden innerer Einkehr das Knie beugte. Heute streicht der Wüstenwind durch die Fahnen; leise wehen die Pferdeschweife über dem Grabe des grimmigen Herrschers.

Außer dem schönen Grabmal hat der lahme Krieger der Nachwelt noch eine andere, eine lebendige Erinnerung hinterlassen: die Dynastie der Timuriden, zahlreiche schlitzäugige Prinzen, die, als das Reich zerfiel, im Westen, Osten, Süden und Norden ihre Königreiche errichteten, einander blutig bekämpften,

Ein Land nach dem andern an fremde Machthaber abtreten mußten und mit Wehmut der schönen Stadt Samarkand, der Wiege ihres Ruhmes, gedachten.
Zahlreich sind die Städte, in denen die Timuriden herrschten, zahlreich die Feldzüge und Kämpfe, die sie führten. Keiner von ihnen konnte sich an Bedeutung mit dem Stammvater messen, zu groß war der Unterschied zwischen dem lahmen Krieger und seinen schlitzäugigen Söhnen und Enkeln. Das edle Geschlecht zehrte sich in Sippenkämpfen auf, verlor ein Gebiet nach dem andern und verweichlichte zuletzt. Als Europa in Gestalt des großen weißen Zaren an die Tore Turkestans klopfte, besaßen die Erben Tamerlans nur noch ein Land, dessen großartiger Name in keinem Verhältnis zu seiner Bedeutung stand — das Emirat Buchara.
Buchara! Für die Dichter, Derwische und Sänger des Orients war dieser Name die süßeste Melodie. Zum Throne des Emirs, nach Buchara, strömten einst die Weisen des ganzen Orients. Auf seinem goldenen Throne sitzend, empfing der Emir die Huldigungen der Welt, als deren Mittelpunkt er sich betrachtete. Mittlerweile waren diese Zeiten längst vergangen. Über dem Palast des Emirs und seinem Reiche schwebte seit Jahrzehnten der düstere Schatten der Fremdherrschaft.
Der weiße Zar eroberte Turkestan, seine Gesandten erteilten dem Emir täglich weise Ratschläge für die Verwaltung des Landes und für die Sicherung des russischen Einflusses. Der Emir hörte diese Ratschläge melancholisch an, erfüllte sie aber bedingungslos, aus Freundschaft für den Zaren und aus vielen anderen höchst diplomatischen Gründen, die sich hier ohne Schmälerung des Ansehens des letzten Erben Tamerlans nicht wiedergeben ließen. Dafür, d. h. für die bedingungslose, melancholische Erfüllung der

Wünsche des Zaren, erfreute sich der Emir der offenkundigen Gunst der russischen Behörden. Er behielt einige Vorrechte, durfte seine Untertanen nach Belieben hinrichten lassen, Paläste bauen, Schulden machen und einen Harem besitzen.

Sein Palast bestand aus hundert geschmacklos eingerichteten Zimmern, von denen die eine Hälfte asiatisch, die andere europäisch möbliert war. In den europäischen Räumen empfing der Emir die Gesandten und Finanzleute, die ihm Geld borgten. In den asiatischen Gemächern stand ein goldner Thron. Dort lebten auch die vielen Frauen Seiner Majestät. Die Namen der Frauen waren nur wenigen Fachleuten (auch Eunuchen genannt) bekannt. Im allgemeinen nannte man sie nach Nummern, zum Beispiel „die siebente Lust des Emirs, oder zehnte Lust, oder achtzehnte“. Die sechzehnte Lust des Emirs war eine Deutsche, woraus zu schließen ist, daß Europa auch in Buchara seinen Einzug gefeiert hatte.

Niederdrückende Regierungssorgen kannte der Emir nicht, und gerade das wurde ihm zum Verhängnis. Als der Stern des weißen Zaren in den russischen Steppen unterging, als der russische Berater verschwand und die russischen Orden am Hofe außer Mode kamen, besaß der Emir nur noch die aus der Zeit Tamerlans ihm überkommenen Regierungsweisheiten, die im zwanzigsten Jahrhundert nicht einmal für Buchara in ihrer veralteten Form ausreichten.

Die ersten Monate der Revolution waren für den Emir zunächst keinesfalls beunruhigend. Zwar verschwanden die russischen Truppen und Berater, zwar wurde der größte Teil des emirischen Gebietes von Räubern besetzt, doch reichten die alten Regierungsmethoden zur Bändigung der Räuber vorläufig aus. Der Emir verheiratete kurzerhand alle Räuber mit den Prinzessinen seines Harems, ernannte die Räu-

er zu Prinzen und durfte nun, auf die Macht dieser neuen Aristokratie gestützt, hoffen, ein sorgenfreies Leben führen zu können.

Leider stellte sich aber heraus, daß die Räuber nicht die einzige Gefahr für den Emir waren. In den gelben sandigen Wüsten Turkestans entstand in Anlehnung an das neue Rußland das rote Turkestan. Einige, unbegreiflicherweise nicht rechtzeitig geköpfte Bucharen erklärten den Emir für einen weißgardistischen Banditen und Blutsauger. Daraufhin erschienen an der Grenze Bucharas prompt russische Truppen. Damit endete die Herrschaft des Hauses Tamerlan über Buchara. Der weißgardistische Bandit floh, völlig kopflos, nur von einigen Hofleuten begleitet, nach Afghanistan; dort entwickelte sich nunmehr das „weiße Rußland von Buchara". Der Emir war ein weißgardistischer General, um ihn herum sammelten sich bald ehemalige Offiziere, weißgardistische Bucharen, Räuber und Abenteurer aller Art. Das weiße Rußland führte in Buchara den Namen die „Basmatschi-Bewegung", unterschied sich aber sonst in ihrem Verlauf nicht im geringsten vom weißen Rußland in Sibirien, am Kuban oder am Don. Der Führer dieser weißen Armee in Buchara war eine Zeitlang Enver Pascha, der einst das türkische Heer geführt hatte. Dieser kriegserfahrene Feldherr brachte militärischen Wert in die Basmatschitruppen. Doch endeten die Basmatschi zuletzt wie alle weißen Russen. Enver Pascha fiel, die Bolschewiki blieben Sieger, hunderttausend Bucharen verließen die sandigen Wüsten Bucharas, um, beladen mit ihrem Hab und Gut, in die ebenso sandigen Wüsten Afghanistans auszuwandern. Um den geflohenen Emir sammelte sich ein geflohenes Volk, das nun auf ein zehnjähriges Emigrantendasein zurückblicken kann.

Die Residenz des Emir wurde Herat, eine uralte orientalische Stadt im Norden Afghanistans, mit alten Moscheen, zerfallenen Palästen und öden Ruinen, die von großer Vergangenheit zeugen. Der liebenswürdige Amanullah nahm sich des geflohenen Kollegen an und gewährte ihm, außer dem Asyl, eine Jahresrente, die übrigens die englische Regierung auszahlte. Damit war für das materielle Wohl der Erben Tamerlans gesorgt.

Für den Hofstaat und die sonstigen Freuden des Daseins sorgten die Untertanen des Emirs, die mit ihm auswanderten. Die Einwohner des bucharischen Südens bestehen aus Nomaden, die gewohnt sind, ihrem Emir Gehorsam zu leisten. Als sich in ihren Steppen die Kunde von großen roten Siegen verbreitete, beschlossen sie, ihrem Herrn zu folgen und wanderten nach Afghanistan aus, doch kamen sie nicht als Untertanen des Afghanenherrschers, sondern als Diener ihres eigenen Emirs. Auf diese Weise bildete sich in Afghanistan ein Staat im Staate. Für Afghanistan war das nichts außergewöhnliches, da ja das ganze Land aus Staaten im Staat besteht.

In Herat, mitten in der Steppe, steht heute das prunkvolle Zelt des Emirs. Um das Zelt herum zieht sich ein riesiges Lager der bucharischen Hofmänner, Edelleute, Räuber und aller anderen Emigranten. Tonangebend ist außer dem Emir selbst vor allem der Dschanait-Chan von Chiwa, dem der Emir den Titel „der große Held“ verlieh, und der heute seine Emigrantentruppen führt. Zusammen mit seinen Nomaden überfällt er die bucharischen Kommunistenlager, plündert, mordet, raubt Geld, Schafe und Mädchen und kehrt dann nach erfolgreichem Zuge zum Hofe des Herrschers zurück, wo die erbeuteten Schätze ehrlich unter die treuen Emigranten verteilt werden. Fast täglich wird in Buchara ein Überfall verübt. Der

Emir sorgt dafür, daß er nicht in Vergessenheit gerät; seine Krieger verwüsten das Land, verteilen Aufrufe und heißen mitgehen, was ihnen in die Hände fällt. Die Sowjets zahlen mit gleicher Münze heim. Halb Buchara liegt heute in Trümmern. Der Krieg des bucharischen weißen Rußland hört nicht auf und wird, wie in Herat versichert wird, nicht eher aufhören, als bis der Nachfolger Tamerlans den goldenen Thron von Buchara wieder besteigt.

Der Kleinkrieg mit Rußland bedeutet jedoch nur einen Teil der segensreichen Tätigkeit des Emirs. Umgeben von seinem Hof, von zahlreichen Fürsten, Adligen und Generalen, leitet der Emir die Politik der bucharischen Emigranten, schickt Gesandtschaften zu den Mächten des Orients, zum Schah von Persien, zum König von Afghanistan, bespricht mit ihnen die Grenzbefestigung eines künftigen Königreiches, verspricht ihnen goldene Berge und konspiriert unaufhörlich mit allen gleich ihm vertriebenen Fürsten Turkestans.

Diese konspirativen Zusammenkünfte haben bereits ein großes Ereignis heraufgeführt: Der ehemalige Chan von Chiwa und der ehemalige Fürst der Usbeken haben ihre ehemaligen Gebiete dem ehemaligen Emir von Buchara abgetreten und sind dadurch lebenslängliche Rentenempfänger von seinen Gnaden geworden. Sollten seine Länder einmal von der roten Herrschaft befreit werden, so wird der Emir ein Gebiet in der Größe Europas beherrschen. Nach der Erwerbung der neuen Länder veröffentlichte der Emir ein Manifest, das sich an alle seine ehemaligen Untertanen wandte und folgenden Wortlaut hatte: „Meine Majestät, der Sohn des mächtigen Seid Bahadur und selbst von überragender Macht, der gottbegnadete König und Herrscher aller Länder zwischen Issik-Kul und Balchasch geben hiermit zur allgemeinen Kennt-

nis, damit sich unsere Getreuen freuen können, und damit die Furcht in die Heere unserer Feinde einzieht: Wir erklären den Krieg. Die gottlosen Gegner, die unsere Länder erobert haben, sollen zerschmettert werden. Wir befahlen unsern Getreuen, dem glorreichen Dschanait-Chan von Chiwa und dem edlen Ritter Ibragim Bek, dem Fürsten der Usbeken, unsere Armee gegen den Feind zu führen, den Feind zu vernichten und unsere Länder zu befreien. Dann können wir sie wieder, getreu den Grundsätzen unserer Väter und zum Wohl unserer Völker, regieren. Wir selbst wollen aber aus der Stadt Herat, die jetzt unsere Residenz ist, den Herrscher aller Länder und Städte in heißen Gebeten um Hilfe für unser Unternehmen bitten.“

Finstere Drohungen und prächtige Titel sind, wie man sieht, im Orient immer noch beliebt. Der Emir aber ist klug genug, um zu wissen, daß die Schicksale der Welt heute nicht durch Verhandlungen mit dem glorreichen Fürsten der Usbeken und nicht durch den Krieg in den Wüsten Bucharas entschieden werden. In Erkenntnis dieser Tatsache hat nun der Emir die Augen seiner Gnade nach Europa gewandt. Die diesbezüglichen Hoffnungen haben ihn scheinbar auch nicht betrogen. Denn erst vor kurzem erließ Seine Majestät ein Manifest, in dem er mitteilte, daß die Ungläubigen in zwei Klassen zerfallen, in diejenigen, die seine Ansprüche unterstützen, und in diejenigen, die ihnen feindlich gegenüberstehen. Für die ersteren soll jeder seiner Untertanen Liebe empfinden, für die letzteren Haß. Der Emir hatte ganz nebenbei auch den Ehrgeiz, in Europa der Held eines Sensationsprozesses zu werden. Er wollte wegen seiner geraubten Schätze und ermordeten Prinzen die Sowjetregierung auf Schadenersatz verklagen. Da der Wert der geraubten Schätze riesenhaft und das Leben eines er-

mordeten Prinzen überhaupt unersetzlich ist, erwartete der Emir im Fall seines Sieges den endgültigen Zusammenbruch der Sowjets.

Jahre vergingen, ohne daß der Krieg oder der Prozeß gewonnen worden wären. Da beschloß der Emir, ungeachtet seiner hohen Herkunft, direkt mit den Sowjets zu verhandeln. Sein treuer Außenminister erhielt von ihm den Auftrag, nach Kabul zu reisen und mit den dortigen Sowjetbeamten allergeheimste Verhandlungen anzuknüpfen.

Der Minister fuhr ab, erschien vor dem Gesandten und führte Folgendes aus: Der Emir sei bereit, auf den Krieg mit Sowjetrußland zu verzichten. Auch wolle er seinen Untertanen befehlen, nach Buchara zurückzukehren, dafür verlange er aber, daß die Sowjets ihm, anstatt des Landes, welches er zu beanspruchen habe, ein Viertel oder wenigstens ein Achtel Bucharas zurückgäben. Er sei sogar einverstanden, selbst in diesem Streifen Land nur zum Schein zu regieren und alle Befehle der Sowjets zu unterzeichnen. Denn er sehne sich nach Heimat und Krone. Allerdings sollten die Sowjets ihm im Falle ihrer Zusage eine Jahresrente zahlen. — Der Sowjetgesandte drahtete die Vorschläge nach Moskau und erhielt den Befehl, „sich in keinerlei Kombinationen mit dem ehemaligen bucharischen Blutsauger“ einzulassen, Als der Gesandte dem Minister des Emirs diese Antwort mitteilte, seufzte dieser tief und fragte: „Also will Ihre Regierung nichts von unserm Emir wissen?“ „Nein“, lautete die pflichtbewußte Antwort des Gesandten. Darauf seufzte der gute Legitimist nochmals und machte in zarten, aber sachlichen Andeutungen das Angebot, den Emir zu vergiften, falls die Sowjetregierung ihm, dem Außenminister, seine Güter zurückerstatte. Denn auch er sehnte sich nach der Heimat.

Der Gesandte drahtete auch diesen privaten Vorschlag nach Moskau, erhielt aber wiederum eine negative Antwort. Die Sowjetregierung habe nichts dagegen, wenn der Außenminister den Emir vergifte, wolle aber seine bucharischen Güter keinesfalls zurückerstatten.

Darauf hin blieb der Emir am Leben. Die Sowjets beschlossen aber der bucharischen Emigration weiterhin ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alsbald gingen prominente Lockspitzel unter den Emigranten zu Herat an die Arbeit. Heimtückischer Mord, Vergiftung, Brandstiftung und ähnliche Vorkommnisse orientalischer Hofhaltungen begannen am Hofe des Emirs aufzublühen, ohne das der Sowjetstaat dadurch besonders belastet wurde. Was auch passierte, geschah, wie um die großen Traditionen des alten Hofes nicht gänzlich in Vergessenheit geraten zu lassen, um das Heimweh zu unterdrücken, und wie um sich in den Traum zu wiegen, man säße immer noch in der Königsstadt Buchara am Throne Tamerlans, geschützt vom mächtigen weißen Zaren. Auch der Emir bemühte sich diese Tradition fortzusetzen. Und zwar fiel sein Auge nicht auf seine engere und weitere Umgebung, ihm standen für diese Versuche bucharische Sowjetbeamte in ausreichender Zahl zur Verfügung.

Auch im übrigen wurde die Verbindung zwischen dem Sitz des Emirs und der Regierung der Sowjetrepublik Buchara dauernd aufrecht erhalten. Die bucharischen Sowjetminister verlassen hin und wieder ihren Beruf, um am Throne des rechtmäßigen Timuriden ihre legitimen Gefühle zu entdecken. Andererseits geschieht es oft genug, daß alte Hofleute, von Heimweh gepackt, ihrem legitimen Potentaten den Rücken kehren und sich nach Buchara begeben, um dort Sowjetminister oder Tschekaagenten zu werden.

Es fehlt also am Hofe des Emirs nicht an Sensationen, die das Leben der Emigranten erheitern. Bald kommt ein Basmatschiregiment mit geraubten Mädchen, bald wird unerwarteterweise jemand vergiftet, ein geflohener Sowjetbeamter in den Hofdienst genommen oder ein zu den Sowjets geflohener Höfling feierlich aus der Liste der Getreuen gestrichen. Das angestammte bucharische Hofleben wird auf diese Weise fortgesetzt und die heranwachsende weiß-russisch-bucharische Jugend so in den besten Traditionen der bucharischen Vergangenheit erzogen.

Inmitten des bunten, königlichen Lagers, das die alte Regierungsstadt Herat umschließt, im goldbestickten Zelt, sitzt auf Seidenkissen, mit gekreuzten Beinen, Seine Majestät, der Emir, der mächtige Sohn des mächtigen Seid y Abdul Bahadur, der Herrscher über Buchara und alle Länder zwischen Issik-Kul und Balehasch.

Er trinkt die Stutenmilch seiner Nomaden aus Porzellantassen, träumt aus geschlitzten Augen in die Ferne und denkt an die Gartenstadt Samarkand, an die steinerne Lotosblume des Gur-Emir, das Grabmal seines Stammvaters, an den Glanz und Untergang der Dynastie des lahmen Kriegers. Dann schlummert er ein, und die Fürsten und Edlen Bucharas bewachen den Eingang zum Zelt des letzten Herrschers aus dem Hause Tamerlans, der gezwungen ist, in der Verbannung zu leben.

XIV.

WAS VOM ZAREN ÜBRIGBLIEB

Im Winter des Jahres 1918 wurden in Sibirien, in der Stadt Jekaterinenburg, in der Villa des Ingenieurs Ipatjew, der Zar Nikolaus der Zweite, die Zarin, der Thronfolger und die Zarentöchter ermordet. Das Todesurteil traf aus Moskau ein. In der Nacht wurden die Leichen außerhalb der Stadt mit Benzin begossen und verbrannt. Nur der Kopf des letzten Zaren, so wissen jedenfalls einige zu berichten, wurde vom Rumpf getrennt und nach Moskau gebracht. Dort soll er in den Kellergängen des Kremls unter Anwesenheit Lenins und der gesamten Sowjetregierung verbrannt worden sein.

Einige Tage nach der Auslöschung der Zarenfamilie wurde Jekaterinenburg von weißen Truppen besetzt. Sofort wurde eine Kommission erfahrener Juristen eingesetzt, die alle Einzelheiten des Zarenmordes, die Räume der Ispatjewvilla, den Todeskeller und den Ort der Verbrennung genau untersuchte. Die Ergebnisse der Arbeit dieser Kommission sowie die genauen Einzelheiten des Zarenmordes sind heute durch russische und ausländische Publikationen genau bekannt.

Bekannt ist auch das Schicksal der drei Zarenmörder. Der erste, Woikow, war später Sowjetgesandter in Warschau und wurde am Bahnhof, als er nach Moskau zurückkehren wollte, von dem neunzehnjährigen russischen Emigranten Kowerda erschossen. Der zweite Mörder, Belbrodow, sitzt in Deutschland in einer Irrenanstalt. Und der dritte, ein finsterer Ar-

menier, ist in seine Heimat zurückgekehrt. Er ist heute einfacher Ackerbauer, was immerhin ein ungewöhnliches Schicksal eines Zarenmörders ist.

Unbekannt ist dagegen, was aus den Leichen der Getöteten wurde, ob sie überhaupt und wo sie beerdigt wurden. Wegen dieser Unklarheiten haben sich alte russische Geistliche geweigert, Totenmessen für den Zaren zu lesen. In einer Kirche, im Balkan, wurde sogar vor kurzer Zeit ein Gebet zur Erhaltung der Gesundheit des Zaren abgehalten, was natürlich von jedem Standpunkte aus eine unerhörte Blasphemie ist. Ein Jahrzehnt hindurch ist also über den Verbleib der irdischen Reste der Zarenfamilie nichts bekannt gewesen. Erst die letzten Monate brachten eine unerwartete Klärung dieser Frage. Der französische General Janin, der während der weiß-gardistischen Kämpfe in Sibirien als Vertreter der französischen Regierung tätig war, veröffentlichte seine Memoiren, die für die beteiligten weiß-gardistischen Kreise zu einer großen Sensation wurden.

Dieser General Janin erzählt Folgendes: Kurz nachdem die Arbeiten der Untersuchungskommission beendet waren, begann der Rückzug der weißen Truppen aus Sibirien. Die Anarchie und der Zerfall der Front brachten es mit sich, daß auch die leitenden Generale das Schicksal der Zarenüberreste völlig vergaßen, sich vielleicht aber auch nicht trauten, selbständig in der Sache etwas zu unternehmen. Die irdischen Überreste der Zarenfamilie lagerten in Jekaterinenburg in einer Kiste verpackt. Erst knapp vor dem Einzug der Roten entsannen sich einige Gardeoffiziere der Reliquie. An irgendeinen würdigen, der Sache entsprechenden Transport war natürlich mitten in dem großen Rückzuge nicht zu denken. Die Offiziere nahmen die Kiste einfach an sich und versuchten sie auf dem Rückzug mitzuführen. Da es jedoch fraglich war, ob sie selbst

lebend die Schneewüsten Sibiriens durchqueren würden, beschlossen sie, die Kiste jemandem anzuvertrauen, der gute Aussichten hatte, lebend aus dem Fegefeuer des Bürgerkrieges herauszukommen. Dieser Vertrauensmann wurde der japanische Vertreter im Generalstab, der sich in Sibirien aufhielt und beim Nahen der Roten in einem Sonderzug nach Wladiwostok reiste.

So wurde die Kiste mit den Gebeinen des Herrschers über ein Sechstel der Welt unter dem Schutz eines japanischen Offiziers zum äußersten Punkte Rußlands, nach Wladiwostok, gebracht. Allerdings ahnten die Japaner selbst nicht, welch unheimliches Gepäck sie mit sich führten. In Wladiwostok wurde die Kiste von den wenigen Offizieren, die den Rückzug überstanden hatten, abgeholt. Nun entstand von neuem die Frage, was man jetzt hier in Wladiwostok mit der Kiste anfangen solle. Unaufhaltsam näherten sich die roten Truppen, auch in Wladiwostok begann die Anarchie. Die weiße Regierung des fernen Ostens hatte offenbar Wichtigeres zu tun, als sich mit den Angelegenheiten einiger abgerissener Gardeoffiziere zu beschäftigen. In dieser Notlage beschlossen die Russen, sich an den Oberbefehlshaber der englischen Flotte, die sich damals in Wladiwostok aufhielt, zu wenden. Es ist und bleibt nun eine seltsame Haltung Englands, daß ein Admiral seiner Flotte es schroff ablehnte, die irdischen Überreste des Vetters des Königs von England vor dem Fegefeuer der Revolution zu bergen. In dürren Worten erklärte der Admiral, daß er Wichtigeres zu tun habe, als sich mit verbrannten Leichen abzugeben, und daß ihm auch sonst das Schicksal des Zaren ziemlich gleichgültig sei. Daß dieser Zar der Vetter seines Königs war, und daß insbesondere seine Treue zu den Verbündeten ihn ins Verderben gestürzt hatte, den Alliierten

aber gleichzeitig den Sieg ermöglichte, all das schien der Admiral vergessen zu haben. So lag also die Asche des Herrschers aller Russen an der Grenze des Reiches, von allen verlassen, nur von einigen hungrigen, kranken, verelendeten und machtlosen Menschen geschützt. — Den Russen blieb nichts anderes übrig, als sich an den nächstältesten Vertreter Europas, an den französischen General Janin zu wenden. Als der General erfuhr, daß sein englischer Rivale sich geweigert habe die Überreste der Zarenfamilie nach Europa zu bringen, war der Fall für ihn entschieden. Die englische Weigerung war durch sich selbst eine wunderbare, selten wiederkehrende Gelegenheit, um die hohe Tugend und angestammte Dankbarkeit der französischen Republik allenthalben öffentlich zu dokumentieren. — Der General drückte dem russischen Offizier die Hand, nahm die Kiste an Bord eines Kriegsschiffes und dampfte nach Frankreich ab. Die Russen hielten damit ihre Pflicht für erfüllt. Die Leiche war nun wohlgeborgen in den Händen der Alliierten!

Erst an Ort und Stelle, zu Hause angelangt, fand der General, daß auch er eigentlich nicht recht wußte, was er mit dem grauenhaften fernöstlichen Gepäck anfangen sollte. Zuerst meldete der General pflichtgemäß den ganzen Vorgang der französischen Regierung. Er erhielt jedoch die Antwort, daß er das Gepäck als Privatmann mitgenommen habe, und daß die republikanische Regierung nichts damit zu tun haben wolle. Das einzige, was Frankreich in der Sache tun konnte, war das Zugeständnis, die Asche der hohen Verbündeten in den Kellerräumen des Auswärtigen Amtes bis auf weiteres aufheben zu wollen. Dieser Platz erschien dem General jedoch als keine würdige Ruhestätte für die Reste der letzten Zarenfamilie.

In seiner Not wandte sich der General an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Dieser war der Onkel des Zaren, ehemaliger Oberbefehlshaber im Weltkriege und der Abgott vieler Emigranten. Er war erschüttert, als ihm der General seine Bitte vortrug. Aber wo um Himmels willen sollte er die verkohlten Fleischreste aufbewahren, was sollte er mit der fürchterlichen Kiste anfangen? „Laßt mich in Ruh, ich will nichts von den Unglücklichen hören", schrie er und stürzte aus dem Zimmer.

Da aber die Beisetzung der Zarenleiche doch irgendwie entschieden werden mußte, wurde ein Familientag der russischen Großfürsten einberufen, die, als Verwandte des Zaren, allein einen Beschluß fassen durften. Die Großfürsten erschienen und konnten nicht zur Einigung gelangen. Allen graute vor dem schrecklichen Inhalt der Kiste, alle waren wie gelähmt, keiner wollte mit einem Vorschlag hervortreten. Man stellte nur fest, daß die Leiche eigentlich nicht dem Hause Romanoff, sondern dem russischen Volke gehöre. Dann ging man auseinander. Die Folge davon war, daß der General auch noch weiterhin im Besitz der emigrierten Leiche blieb. Noch jahrelang verblieben die Überreste des Zaren in der Familiengruft des französischen Generals. Niemand schien sich um die Leiche zu kümmern, kein Emigrant, kein Verbündeter. Endlich meldete sich eines Tages beim General der Seniorchef des russischen diplomatischen Corps — Girs — der rangälteste vorrevolutionäre Beamte im Auslande. Als Vertreter des vorrevolutionären Rußland erhob er Anspruch auf die Kiste. Der General war froh, endlich den legitimen Empfänger vor sich zu haben und trennte sich gern von dem traurigen Behältnis und seinem entsetzlichen Inhalt.

Girs holte die Kiste in einem großen Wagen ab. Seitdem fehlt von ihr jede Spur. Man weiß nicht, wohin

sie gebracht wurde, man weiß nicht, wo sie aufbewahrt ist, man weiß nicht einmal, ob ihr Inhalt nun endlich beerdigt worden ist oder nicht. Girs verweigert hierüber hartnäckig jede Auskunft. Er empfängt niemanden, der ihn darüber ausfragen will, lebt äußerst zurückgezogen und will keinen Menschen sprechen oder sehen. Einmal bat Großfürst Kyrill, ihm die Leichen anzuvertrauen. Girs empfing den Abgesandten des Großfürsten nicht und schrieb nur, daß er den Zeitpunkt nicht für geeignet halte, jemandem Auskunft über den Verbleib der Reste des Zaren zu erteilen. Der Streit zwischen dem Botschafter und Kyrill wurde der Presse bekannt, und die Pariser Journalisten begaben sich nun auf die Suche nach den Gebeinen des Zaren. Eine Pressepolemik entwickelte sich, Girs wurde aller erdenklichen Vergehen gegen Moral und Pflichttreue beschuldigt. Zuletzt sah er sich doch genötigt, den Schleier seines Geheimnisses, wenn auch nur teilweise, zu lüften.

Er empfing die Journalisten und sagte trocken und knapp: „Die Überreste der Zarenfamilie werden von mir an geeigneter Stelle aufbewahrt. Sie gehören dem russischen Volke. Ich werde nur dem russischen Volk rückhaltlose Auskunft geben. Das Grab wird von treuen und verschwiegenen Leuten bewacht. Am Grabe wird ständig für das Seelenheil der Ermordeten gebetet. Mehr kann ich Ihnen heute nicht sagen.“

Emigration, Presse und Öffentlichkeit mußten sich mit dieser lakonischen Antwort begnügen. Mehr war aus dem verschlossenen Greise nicht herauszubekommen. Auch heute noch weiß man nichts, was über jene kurze Erklärung hinausginge.

Jahrhundertelang regierten in Rußland die Zaren. Sie lebten, sie starben und in den großen Kathedralen zu Moskau und Petersburg wurden ihre Leichen feierlich beigesetzt. Die verkohlten Überreste des letz-

ten Zaren konnten bis heute noch keine endgültige Ruhestätte finden. Durch Sibirien, über den fernen Osten und über den Ozean führte ihr Weg nach Frankreich, ins Zentrum des weißen Rußland. Dort, ängstlich von einem Greise gehütet, von Offizieren und Popen bewacht, ruhen nun die Überreste des Herrschers über das russische Riesenreich, Seiner Majestät Nikolaus des Zweiten, Kaiser von Rußland, König von Polen, Großfürst von Finnland, Twer, Rostow, Nowgorod, Sibirien, Astrachan und Kasan, Herrscher über Groß-, Klein- und Weißrußland.

XV.

DER FALL ANASTASIA

Wenn es den Russen zu den Zeiten Iwan des Grausamen, Peter des Großen oder der großen Katharina schlecht ging, wenn der Acker zu wenig Brot gab, wenn Krieg, Epidemie oder Hunger das Land heimsuchten, so hieß es immer, der richtige Zar müsse kommen, der dann alles wieder gut machen würde. Generationen lang lebte der russische Bauer in der Überzeugung, daß auf dem Thron der falsche Zar sitze, der richtige aber irgendwo in der Verborgenheit wohne und auf die Zeit warte, in der er Rußland dem Glück entgegenführen würde. Wenn ein Zar starb oder ermordet wurde, so hieß es, er sei gar nicht tot, sondern vor dem Feind geflohen, verberge sich bei seinen Getreuen und erwarte den Tag, an dem er wiederkommen könne, um Rußland vom ungerechten Zaren zu befreien. Der falsche Demetrius, der Kosake Pugatschew und Dutzende anderer Abenteurer haben sich diesen Glauben zu Nutzen gemacht. Das Volk strömte ihnen zu, betete sie an, kämpfte für sie und führte sogar einmal den Demetrius als rechtmäßigen Zaren durch die Tore des Kremls auf den Thron Rußlands.

Seit den Zeiten Iwan des Grausamen, Peter des Großen und der großen Katharina hat sich in Rußland manches geändert. Unverändert blieb nur das russische Volk, unverändert blieb insbesondere sein Glaube an den wahren Herrscher, der sich verbirgt, um eines Tages sein Volk um sich zu scharen. Der Zar

und seine Familie sind heute tot, seine Leiche wird an verborgener Stelle von unbekannten Männern bewacht. Bis heute glauben aber die Bauern und Emigranten im Auslande und in Rußland immer noch an das große Wunder, an die Wiederkehr des Zaren, seines Sohnes und seiner Töchter.

Während des Bürgerkrieges haben viele diesen Glauben ausgenutzt. Verdächtige Burschen tauchten in den Dörfern auf, erklärten, sie seien der Zar oder der Thronfolger, kneipten dann eine Zeitlang auf fremde Kosten herum, gaben einige mystische Worte zum besten, ließen sich von den Bauern Geld zustecken und verschwanden schließlich eines Tages spurlos. Es gehörte nicht viel dazu, um die Bauern zu überzeugen, vor ihnen stehe der Zar. Einer der bäuerlichen Thronkandidaten zeigte z. B. als Beweis seiner Abstammung ein Ekzem auf der Brust und erklärte, das sei ein erbliches Zarenmal. Das genügte, um die Bauern für ihn zu begeistern. Auch in der Emigration lebt der Glaube an den wahren Zaren fort. Es gibt noch heute greise Hofleute, die an den Tod des Zaren nicht glauben wollen, und die alte Mutter des Zaren, die Kaiserin Marie, hat bis zu ihrem Tode nicht für das Seelenheil des Zaren gebetet.

Falsche Zaren aber tauchten in der Emigration nicht auf. Es ist immerhin für die Mehrzahl der Emigranten zu offenbar, daß der Zar umgekommen ist. Jedoch wurde die ganze Emigration vor einigen Jahren in Bewegung gebracht, gespalten und aufgeregt durch das Gerücht, die Zarentochter Anastasia sei dem Tode entronnen und im Ausland aufgetaucht. Das Gerücht kam aus Berlin. Dort wurde eine Selbstmörderin aus dem Landwehrkanal gerettet und in ein Krankenhaus gebracht. In fieberhaften Phantasien gab das Mädchen an, die Tochter des Zaren, die Großfürstin Anastasia zu sein. Einige Zeitungen nahmen sich des Mädchens

an, die Untersuchungen wurden eingeleitet. Der Fall Anastasia wurde über Nacht zuerst zu einer Berliner und dann zu einer Weltsensation. Die kranke Anastasia wurde in einer Klinik im Berliner Westen untergebracht. Unzählige Emigranten, Journalisten und Mitglieder der regierenden Häuser Rußlands und Hessens (die Mutter der Anastasia war eine Prinzessin von Hessen) pilgerten nun zu dem einsamen Hause, um das Geheimnis der Kranken zu ergründen. Es war nicht leicht, aus dem kranken Mädchen etwas herauszubekommen. Das eine aber stand fest, daß Anastasia geistesgestört war. Nur in wenigen lichten Augenblicken konnte sie vernünftige Antworten auf die unzähligen Fragen geben, die an sie gerichtet wurden. Nach und nach erfuhr man aber ihre Geschichte, über deren Wahrheit oder Unwahrheit die Emigranten sich auch heute noch streiten.

Als die Zarenfamilie ermordet wurde, hatte man sie nur schwer verwundet. Ein mitleidiger Bauer rettete sie dann aus dem Leichenhaufen. Sie wurde geheilt, behielt aber eine tiefe Narbe am Kopf zurück. In Sibirien heiratete sie später einen Bauer namens Tschaikowsky und floh nach zahllosen Abenteuern nach Rumänien. Schwer krank, ohne Geld, ohne Arbeit, immer noch an den Folgen ihrer Verletzung leidend, gelangte sie endlich nach Berlin. Zuletzt trieb sie die Verzweiflung in den Landwehrkanal.

Von da ab begann für Anastasia ein phantastisches Dasein. Leute kamen und gingen, meldeten sich als ihre Vettern, Onkel oder alte Spielkameraden, redeten sie als Hoheit an und bewunderten sie von allen Seiten ebenso eindringlich wie mißtrauisch. Es gab und gibt Leute, die Anastasia von klein auf kannten und auf ihre Echtheit schworen. Ein weltberühmter Arzt, ein leiblicher Onkel und mehrere Gardeoffiziere führten zahlreiche Beweise dafür an, daß Anastasia

tatsächlich die Zarentochter sei. In Gegenwart der sonderbarsten Leute mußte die Kranke die merkwürdigsten Fragen beantworten. Sie mußte aussagen, was sie an einem bestimmten Tage des Jahres 1914 gemacht habe, welche Muttermale der Zar besaß, wie die Möbel im Zarenpalast aussahen und ähnliches. Die Antworten, die die Kranke gab, entsprachen oft bis auf die kleinsten Einzelheiten der Wahrheit.

Da nach dem russischen Gesetz die Frauen nicht thronberechtigt sind und der Zar im Ausland überhaupt kein Vermögen mehr besaß, waren irgendwelche materiellen Interessen bei Anastasia nicht anzunehmen. Trotzdem hatte sie neben begeisterten Anhängern auch erbitterte Feinde. Einige Mitglieder des Hauses Romanow, darunter auch der Fürst Jussupow, der eigens zur Besichtigung Anastasias nach Berlin kam, erklärten, daß sie es nicht fassen könnten, wieso diese hergelaufene Frau Tschaikowsky von irgend jemandem für ein Mitglied der Zarenfamilie gehalten werden könne. Schließlich wurde Anastasia auf das Gut des Herzogs Lichtenberg gebracht, der bis zu seinem Tode überzeugt war, sie sei die richtige Zarentochter. Um Anastasia entstand beinahe ein Hof. Bücher und Broschüren wurden geschrieben, um sie zu verteidigen. Jeder, der nicht an sie glauben wollte, wurde des Bolschewismus bezichtigt. Dann setzten die Entlarvungen ein. Irgendein geschickter Journalist wollte plötzlich wissen, daß sie eine deutsch-polnische Fabrikarbeiterin namens Franziska Schanzkowski sei. Die Zeitungen, die noch vor kurzem Anastasia als die Zarentochter anerkannt hatten, brachten jetzt lange Artikel mit der Überschrift:

„Wie Anastasia entlarvt wurde."

Der Herzog, ihr Gönner starb und ihre Anhänger verliefen sich allmählich. Eines Tages war Anastasia verschwunden. Die Öffentlichkeit interessierte sich

nicht mehr für sie. Nur zufällig erfuhr man, daß sie nach Amerika ausgewandert sei. Jahrelang lebte sie dort als Gast der Großfürstin Xenia, der Frau des Stahlkönigs Leeds. Dann, als auch Xenia aufhörte an sie zu glauben, schlug sie sich allein in Amerika durch und wurde zuletzt aus Amerika ausgewiesen. Jetzt lebt sie in Deutschland, wo die wenigen Menschen, die noch an sie glauben, ihr ein Asyl geschaffen haben. In den rauchigen Emigrantenkneipen sitzen aber auch heute noch Russen, die sich mitunter an den Kopf fassen und entgeistert fragen: „Wie, wenn es nun doch die wirkliche Anastasia wäre?“

Paris und Berlin, das sind nicht die geeigneten Orte, um falsche Zarenkinder hervorzubringen. Es gibt hier zu viele Leute, die noch sehr gut mit den Verhältnissen im alten Rußland vertraut sind und deshalb jeden Prätendenten entlarven können. In ferneren Ländern aber, etwa im Orient, der Heimat aller Märchen, bilden sich immer wieder merkwürdige Legenden. Zarensöhne tauchen dort auf, sensationelle Telegramme fliegen dann nach Europa. Hoffnungen erwachen bei den Emigranten, aufregende Gerüchte entstehen und werden widerlegt, bis sich alles in einen hoffnungslosen Klatsch auflöst.

Eine dieser vielen Emigrantengeschichten soll hier so wiedergegeben werden, wie sie ein seriöses russisches Blatt erzählt.

Einer der vielen Wege, auf dem Russen ins Ausland gelangen, führt über Persien und Mesopotamien. Der Strom der Emigranten hat bis heute nicht aufgehört. Die persischen und mesopotamischen Grenzwachen haben oft Gelegenheit, den russischen Flüchtlingen das Passieren der Grenze für ein anständiges Entgelt zu gestatten. Im Sommer des Jahres 1931 kamen aus Persien, über die mesopotamische Grenze, eine Anzahl Russen zu Pferde, die von einem etwa fünfundzwan-

zigjährigen Manne geführt wurden. Die Flüchtlinge kamen nach Bagdad, wo sie in einem Hotel Wohnung nahmen und sehr zurückgezogen lebten.

Eines Tages erschien bei dem englischen Kommandanten in Bagdad einer der Russen und vertraute ihm unter dem Siegel allergrößter Verschwiegenheit an, daß der junge Mann, mit dem sie aus Persien gekommen waren, der Zarewitsch Alexis sei, der Sohn des Zaren. Der Zarewitsch sei durch märchenhafte Umstände gerettet worden und wolle jetzt seine Ansprüche auf den russischen Thron geltend machen. Auf diese Mitteilung hin beauftragte der englische General eine Ärztekommission, den Zarewitsch zu untersuchen. Die Ärzte taten, was ihnen befohlen wurde, und stellten bei dem Patienten Spuren der Blutkrankheit fest, an der der Zarewitsch in seiner Jugend gelitten hatte. Der englische General war nun anscheinend felsenfest davon überzeugt, daß er es mit dem echten Zarensohn zu tun habe. Der Zarewitsch wurde unter dem Schutz des englischen Militärs nach Jerusalem, zum Patriarchen der russisch-orthodoxen Kirche geschickt.

Dort verursachte sein Auftauchen große Erregung. Man befürchtete Komplikationen politischer Natur. Der Patriarch berief daraufhin die zarentreuen Russen Jerusalems und fragte sie, was er mit dem rechtmäßigen Erben der russischen Krone beginnen solle. Die bestürzten Emigranten erklärten nach längerer Überlegung, daß der Zarewitsch zugunsten des Großfürsten Kyrill unbedingt auf den Thron verzichten müsse. Der Zarewitsch wurde gerufen und willigte ein, auf den Thron seiner Väter zu verzichten, um dann irgendwo in vornehmer Zurückgezogenheit ein ruhiges Leben zu führen. Um den Verzicht rechtsgültig zu machen, wurde Großfürst Kyrill in eigener Person nach Jerusalem gerufen. Er kam, gab dem Zaren-

sohn eine Million Dollars, worauf dieser zugunsten Kyrills für ewige Zeiten auf den russischen Thron verzichtete.

Was ist an dieser Geschichte wahr? Kein Wort. Wahr ist nur, daß der Großfürst Kyrill tatsächlich im Sommer des Jahres 1931 eine Erholungsreise nach Palästina machte. Die Emigranten glauben aber an solche Gerüchte, sehnen sich nach Legenden, die sie selber schaffen helfen und hoffen in schlaflosen Nächten, daß der wahre Zar doch noch kommen werde, um sie, die zarentreuen Emigranten, von ihrem Elend zu befreien.

Überall leben Emigranten, in den Wüsten Afrikas, in den Steppen Chinas, auf den Straßen der europäischen Großstädte, bei den Söldnertruppen Südamerikas und in ihren Seelen lebt, wie in den Zeiten des grausamen Iwan, des großen Peter, der glänzenden Katharina, die alte unvergeßliche Sage vom wahren und gerechten Zaren, der plötzlich kommt und seinem Volke Gerechtigkeit, Reichtum und Glück bringt.

XVI.

BARON VON DER LAUNITZ WILL KAISER WERDEN

Die Emigration ist nicht das geeignete Klima zur dauernden Pflege des patriarchalischen Glaubens an den gerechten Herrscher, der als Erlöser kommen wird. Eher schon entstehen in ihr groteske Bewegungen, phantastische Ansprüche und gespenstische Forderungen, die, ob sie nun verlacht oder ernst genommen werden, auf alle Fälle ein dauernder Bestandteil der Emigration sind.

Eine charakteristische Geschichte dieser Art hat einen baltischen Baron zum Helden, dessen Abenteuer hier geschildert werden sollen. In den unvergeßlichen Zeiten, als der Zar noch unerschüttert auf seinem Thron saß, war der Baron von der Launitz ein treuer und zuverlässiger Diener Seiner Majestät. In dem vornehmen Regiment, in dem er mit Würde die simplen Pflichten eines Leutnants erfüllte, genoß er das übliche Ansehen, das seit altersher jedem Balten in jedem russischen Regiment zuteil wurde. Dieses Ansehen war nicht unbegründet. Die Balten tranken weniger als die anderen Offiziere des kaiserlich-russischen Heeres, sie machten außerdem weniger Schulden und waren im übrigen auch pünktlicher in der Erfüllung der obligaten Dienstobliegenheiten.

Baron von der Launitz war ein typischer Balte, nicht mehr und nicht weniger. Nichts ließ in seiner unauffälligen Gestalt und in seinen vorschriftsmäßig unadligen Umgangsformen mehr als höchstens einen

künftigen kaiserlich-russischen General im Ruhestand vermuten. Allerdings besaß auch er die üblichen weniger beliebten Eigenschaften seiner Berufskollegen. Er liebte es, seine Nächte an den grünen Tischen des Offizierskasinos zu verbringen und kujonierte vornehm lispelnd seinen Burschen kaum weniger als seine Kameraden. Allerdings hatte er noch eine andere nicht ganz ungewöhnliche Passion. Wenn sein Tischnachbar von links, der Fürst Bagration, und sein Tischnachbar von rechts, der Fürst Wolkowsky, über die Fragen der edlen Abstammung in Streit gerieten (was wohl bei jedem Regimentsfest der Fall war), pflegte der Baron, arglistig lächelnd, sich in den Streit einzumischen. „Meine Herren", sagte er, „ich gebe zu, daß das Geschlecht Bagration vom König Salomo abstammt, und das Geschlecht Wolkowsky von Rurek, doch bitte ich Sie, den Streit aufzugeben, denn sonst werde auch ich mit Genealogie anrücken und euch beide kräftig matt setzen." Diese Worte brachten Heiterkeit in das Gespräch. Und wenn die Stimmung im Offizierskasino fortgeschritten war, pflegte der Baron seinen Offiziersrock aufzuknöpfen, es sich im Sessel bequem zu machen und einen Überblick über die Vergangenheit seines Geschlechts zu geben.

Das Geschlecht von der Launitz war baltisch. Die Vorfahren des Barons hatten das Baltenland erobert und dort Burgen erbaut, seine Ahnen waren Raubritter gewesen, andere waren mit ins heilige Land gezogen, um dort als edle Kreuzritter im Kampf mit den Sarazenen Reichtum und Vergebung aller Sünden zu erlangen. Unter einer Schar von Kreuzrittern, die sich auf dem Wege nach Jerusalem, aus uns heute gleichgültigen Gründen, nach Venedig verirrten und von den tatkräftigen Venezianern nach Byzanz abgeschoben wurden, befand sich auch ein Baron von der Launitz.

Das Schicksal dieser Ritter ist bekannt. Sie vertrieben den Kaiser von Byzanz, plünderten seine Hauptstadt und gründeten das berühmte, lateinische Reich des Ostens. In der glänzenden Stadt des großen Konstantin verweichlichten die Ritter ungemein schnell. Sie gewöhnten sich an die prunkvollen Kleider, das höfische Zeremoniell und an die Umarmungen der einheimischen Schönheiten. Auch der damalige Baron von der Launitz machte keine Ausnahme. Auch er vergaß seinen Schwur, das Schwert vor der Befreiung des heiligen Kreuzes im Lande der Sarazenen nicht rosten zu lassen, auch er fand Gefallen an den Palästen der griechischen Höflinge und an den schönen Frauen seltsamster Rasse und Herkunft. Ein biederer Pater, den die Kreuzritter zwecks dauernder geistiger Erleuchtung nach Konstantinopel mitgeschleppt hatten, traute den Baron mit einem edlen Sproß der byzantinischen Paläste, so daß für das Gedeihen einer östlichen Linie der Barone Launitz nach menschlichem Ermessen durchaus gesorgt schien.

Das Schicksal hat es aber bekanntlich anders gefügt. An einem dunklen Tage kehrte der Kaiser aus dem Exil zurück, veranstaltete unter den Lateinern ein Blutbad, in dessen Verlauf die Mehrzahl der Ritter fiel, einige aber auf dem Wege schleuniger Flucht sich selbst und einiges von den neuerworbenen Reichtümern retteten. Unter den glücklich Entkommenen befand sich auch der Baron von der Launitz. In seiner baltischen Burg entschlief er geraume Zeit später friedlich in den Armen seiner Frau. Er hinterließ seinen Kindern einen guten Namen, einige byzantinische Schmuckstücke, Manuskripte und andere östliche Raritäten, die stets die höchste Verwunderung seiner Nachkommen erregten und von der Familie hoch in Ehren gehalten wurden.

Die wechselvolle Geschichte dieses wanderfrohen, kreuzfahrenden Ahnen erzählte der letzte Nachkomme, der Leutnant des Zaren, Baron von der Launitz gern und häufiger als es seiner Umgebung lieb war.

Das tat er in der guten alten Zeit vor dem Weltkriege und freute sich seines Lebens, ohne über Kreuzzüge, Entthronungen und abenteuerliche Umstürze groß nachzudenken. Indessen änderten sich die Zeiten. Der Weltkrieg brach aus und ging zu Ende. Die Völker veränderten ihr Antlitz. Unerhörte Umstürze bereiteten sich unaufhaltsam vor. Im Feuer der Revolution erfüllte der Baron, gleich seinen Vorvätern, seine Vasallenpflicht, stritt so gut er es vermochte für seine Sache und verkroch sich, als der Widerstand sinnlos wurde. Die Revolution beraubte ihn seines bunten Rockes und schlug ihm eine tiefe Wunde in seinen Schädel, dicht über dem rechten Ohr, wo ein Stück seiner edlen Knochen durch eine Platte edlen Goldes ersetzt werden mußte. Kurz und gut, der Baron ging aus der Revolution nur wenig beschädigter hervor, als sein Ahn aus Byzanz. In Riga erholte er sich von seiner Verwundung und von den Enttäuschungen dieser Zeit und erfuhr gleichzeitig, daß von seinen irdischen Gütern außer den byzantinischen Reliquien so gut wie nichts gerettet worden war. Die Kassette mit dem byzantinischen Plunder war ihm geblieben, als letzte Erinnerung an die Taten des großen Kreuzritters aus dem Hause von der Launitz, der seinerzeit mehr aus seinem Zusammenbruche hatte retten können.

In seiner kleinen Emigrantenwohnung in Riga saß nun der Baron und betrachtete die Kassette mit äußerst gemischten Gefühlen. Da er jetzt dienstfrei war und von eigenen Geschäften leider nur wenig in Anspruch genommen wurde, beschloß er, seine freie Zeit

dem Lesen der schwer zugänglichen Manuskripte seiner Ahnen zu widmen. Ein gutmütiger Philologe besorgte dem Baron die Übersetzung der alten Schriftstücke. Als er aber die Übersetzung überflogen hatte, lief der stolze Erbe spornstreichs auf das verhaßte lettische Gericht und verlangte eine offizielle und beglaubigte Übersetzung der Handschrift. Kaum hatte er das Dokument in den Händen, so bestellte der Baron auch schon in dem benachbarten Papiergeschäft Visitenkarten, deren Text den Besitzer des Ladens in nicht geringes Erstaunen versetzte. Dieser Text lautete: „Baron von der Launitz, Kaiser der Krim, Fürst der Goten, Herzog der Stadt Theodora." An jenem schicksalsschweren Tage, als die Visitenkarten gedruckt, bezahlt und bei ihm abgeliefert waren, begann des bisher kaisertreuen Leutnants eigene kaiserliche Laufbahn.

Die Schuld an dieser plötzlichen Verwandlung trug aber keinesfalls, wie böswillige Leute meinen, die tiefe Kopfwunde des Barons, sondern einzig und allein die wortgetreue Übersetzung der urväterlichen Handschrift byzantinischen Ursprungs. Aus dieser Urkunde ging nämlich klar hervor, daß die byzantinische Schönheit, die seinerzeit mit dem frommen Kreuzritter, Baron von der Launitz, mit allen Riten der lateinischen Kirche getraut wurde, die letzte Erbin der gotischen Herzöge war. Diese wiederum waren die ersten legitimen Herrscher der Krim gewesen. Vor einem Jahrtausend hatten die Goten die Halbinsel Krim erobert. Die neuen Herrscher regierten tatkräftig über das wundervolle Land, verfielen aber allmählich dem südlichen Luxus und arteten endlich in Herzöge aus. Diese Herzöge, vielmehr ihre letzten Sprößlinge, verkehrten damals am Hofe des Kaisers von Byzanz. Dort schloß der Baron von der Launitz die letzte Trägerin des Anspruchs auf die Krone der

Krim in seine barbarischen, nordischen Arme und nahm sie mit sich auf sein Schloß im Norden.

Der Nachkomme des tapferen Kreuzritters und der krimisch-gotisch-byzantinischen Prinzessin zog aus der Erkenntnis seiner Abstammung die nunmehr unverzüglich erforderlichen Konsequenzen.

Zwar waren nach dem Tode des letzten Kaisers der Krim beinah tausend Jahre verstrichen. Das Prinzip des Legitimismus ist aber bekanntlich zeitlich ungebunden. Tausend Jahre gelten da nicht mehr als ein Tag. Im Verlauf dieser tausend Jahre wurde zwar die Krim von tartarischen Chanen und russischen Zaren regiert, doch waren das nur Usurpatoren, die die legitimen Rechte des Barons von der Launitz gewaltsam an sich gerissen hatten. In Erkenntnis dieser Tatsachen hielt es der Baron für seine Pflicht, nunmehr, nach tausendjähriger Pause, die Bevölkerung der Krim mit seinen Regierungskünsten zu beglücken.

Als ehrlicher Mensch machte er aus seinen Absichten kein Geheimnis. Im Gegenteil: die Presse der Stadt Riga durfte schon nach wenigen Tagen die freudige Nachricht bringen, daß ein gewisser Baron von der Launitz sein Recht auf den Thron der Krim geltend machen werde. Die Worte: „Ein gewisser Baron von der Launitz" verletzten den zukünftigen Kaiser tief. Er richtete an die Rigaer Presse einen offenen Brief, dem sein Bild im Frack und die Abbildung des neuen kaiserlich-krimschen Wappens beigelegt waren. In dem Brief setzte er auseinander, welch tragische Folgen der Republik Lettland aus dem Verhalten ihrer Presse erwachsen würden. Daraufhin hörten, nach einem Wink von oben, die ironischen Bemerkungen auf. Einige Blätter veröffentlichten sogar den Frack und das Wappen des Herrn Baron.

Das alles geschah im Jahre 1929. Bald danach sah man den Baron von der Launitz, im Frack, mit allen

seinen Orden, die Gebäude der ausländischen Gesandtschaften betreten, woraufhin der Name „von der Launitz“ hoch im Kurs stieg. Als einige Tage später der Baron in das beste Hotel der Stadt zog, sich eine Kanzlei beilegte und ein Manifest erließ, in dem er seine Untertanen, die unter der Knute des Bolschewismus schmachteten, zum Kampf gegen die „Roten Untermenschen“ aufforderte, beschlossen selbst die skeptischsten unter den Journalisten den Namen Kaiser der Krim, Fürst der Goten, künftig ohne Anführungsstriche zu drucken.

Unmittelbar nach dieser Anerkennung verließ Seine Majestät die trüben Gestade seiner Heimat. Ein Luxuszug brachte ihn in die Städte, wo man noch echte Untertanen und echtes Interesse für seine Pläne erwarten konnte. Wo der Baron die nächsten Monate seines Kaiserdaseins verbrachte, ist unbekannt. Offenbar waren aber seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, denn als er eines Tages in Berlin auftauchte, besaß er alles, was einem Prätendenten von Rang und Würde zukommt: Gedruckte Manifeste, politisches Programm, Anhänger, einen Pressechef und sogar Geld. In Berlin, wo man von seinem Aufstieg noch nichts gehört hatte, stieg er in der luxuriösen Wohnung eines russischen Malers am Kurfürstendamm ab. „Bist du für längere Zeit nach Berlin gekommen?“ fragte der ahnungslose Maler. „Das hängt von meinen Verhandlungen mit der deutschen Regierung ab“, antwortete von der Launitz stolz. Der Maler sah ihn erstaunt an. „Bist du denn der Vertreter einer amerikanischen Fabrik?“ fragte er, weil seiner Meinung nach nur Amerikaner und Minister mit Regierungen verhandeln dürfen. „Nein, ich bin der Kaiser der Krim“, war die Antwort. Der Maler wurde blaß. Er dachte zuerst, daß die alte Kopfwunde seines Freundes sich nunmehr deutlich bemerkbar mache. Als er

aber das Manifest, das Wappen und viele andere schöne Dinge erblickte, führte er den Freund in sein Atelier und malte das Porträt des Kaisers von der Krim, das später in manchen Berliner Zeitungen zu sehen war.

Das Manifest, die Wohnung und das Porträt verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Gerücht von dem Auftauchen eines neuen Kaisers verbreitete sich allmählich in Berlin. Die Wohnung des Malers füllte sich mit Pressephotographen und Berichterstattern. Seine Majestät war höflich aber zurückhaltend, was sofort einen guten Eindruck machte. Die Zeitungen nahmen sich des Falles an. Ein weitverbreitetes Blatt radikaler Färbung warnte sogar vor übereilten Beschlüssen, weil der Legitimismus (das wußte die Zeitung genau) in der Krim zur Zeit nicht volkstümlich sei. Gleichzeitig aber brachte das Blatt aus Gründen unparteiischer Berichterstattung das Bild des Kaisers in der Nationaltracht der Halbinsel Krim.

Ein anderes Blatt, die Richtung war gemäßigt national, veröffentlichte zwar das Bild des Kaisers nicht, hob aber hervor, daß die Thronbesteigung des gebürtigen Barons von der Launitz nicht der erste Fall wäre, in welchem deutsches Blut den Boden einer östlichen Monarchie fruchtbar verbessere. Gleichzeitig wurden die deutschen Interessen in der Krim erwähnt. Auch ein Artikel über die deutschen Kolonien wurde veröffentlicht. Schließlich ist auch auf den Artikel eines kommunistischen Blattes hinzuweisen, der feststellte, daß der Kaiser ein Agent der französischen Regierung und der englischen Kapitalisten sei. Die Wirkung dieser und einer Reihe anderer Artikel war schwerwiegend. Sie führte zu einem Besuch, den der Kaiser dem Auswärtigen Amt abstattete. Man weiß nur, daß Seine Majestät, aus dem Auswärtigen Amt zurückgekehrt, lässig bemerkte, daß die Reichsregie-

ung unter ihrer derzeitigen Leitung schwere taktische Fehler in der Außenpolitik begehe, und daß er, der Kaiser, die Frage der deutschen Kolonien in der Krim, zu der er bisher durchaus positiv gestanden habe, nunmehr einer Revision zu unterziehen gezwungen sei. Gleichzeitig zischte der Kaiser einen krimschen Fluch, dessen Bedeutung hier mangels krimscher Sprachkenntnisse vom schlichten Chronisten nicht wiedergegeben werden kann.

Von der Launitz blieb nur kurze Zeit in Berlin. Irgend etwas mißfiel ihm. Die allgemeine Stimmung schien seinen Plänen nicht zu entsprechen. Als höflicher Mann gab er jedoch noch vor seiner Abreise einen Presseempfang und versicherte, daß trotz der diversen Enttäuschungen seines Berliner Besuches, die Anerkennung und das Verständnis der Berliner Presse ihm unvergeßlich bleiben würden. Zum Schluß äußerte er die Hoffnung, daß er die Freude haben werde, die anwesenden Herren bei seiner Krönung in der Krim begrüßen zu dürfen. Die Herren verbeugten sich tief und geschmeidig. Seine Majestät verließ Berlin bald in der Richtung nach dem Süden.

Damit endete aber die kaiserliche Laufbahn des Barons keineswegs. Im Gegenteil, der Emigrant Launitz, der zum Prätendenten auf den Kaiserthron avanciert war, besitzt auch heute noch alles, was seinem Range zukommt: Geld — Anhänger — Würde. Woher das alles stammt, ist unerfindlich, wenn aber die Zeitungen von Zeit zu Zeit Nachrichten über irgendwelche Unruhen in der Krim bringen, so werden diese Nachrichten am Hofe des Kaisers mit ganz besonderem Interesse gelesen. Seine Majestät zünden dann eine Zigarette an und geruhen zu sagen: „Unsere Arbeit beginnt Früchte zu tragen."

Die paar krimschen Eingeborenen, die sich im Laufe der Zeit um ihn versammelt haben, pflegen dann

freudig zu lächeln. Sie glauben fest, der Baron, der es so weit gebracht hat, daß sogar deutsche Abendblätter von ihm berichten, werde in der Tat eines Tages im kaiserlichen Ornat in das Land der gotischen Fürsten, Genueser Kaufleute und tartarischen Chane einziehen.

In der letzten Zeit hörte man, daß sich Seine kaiserlich-krimsche Majestät von seiner angetrauten Gattin scheiden lasse. Es ist anzunehmen, daß die Majestät nunmehr vielleicht eine nicht ganz ebenbürtige Amerikanerin heiratet. Sollte das der Fall sein, so werden die Ansprüche des Kaisers sicherlich viel an Chance gewinnen.

XVII.

AUCH FÜRST DOBYSCHA WILL KÖNIG WERDEN

Baron von der Launitz ist nicht der einzige, der nach dem Sturz des angestammten Monarchen sich selbst eine Krone aufs Haupt setzen wollte. Auch Fürst Dobyscha hatte die gleichen Absichten, allerdings auf eine andere Art als der Krim-Kaiser.

Bis zu seiner Bekleidung mit der Würde eines Kronprätendenten von Kroatien hatte sich das Leben des Fürsten Dobyscha kaum wesentlich von dem Leben der anderen Durchschnittsemigranten unterschieden. Auch sein Dasein vor der großen Flucht aus Rußland war dem Leben des Barons von der Launitz und anderer russischer Offiziere ähnlich gewesen. Der Fürst hatte eine schöne Uniform getragen, er träumte von Siegen über den äußeren und inneren Feind des Zaren und hätte nie geglaubt, daß ihm eines Tages die Bettlerrolle eines Emigranten bestimmt sein werde. Als dann plötzlich sowohl der innere wie der äußere Feind des Zaren siegte, sank für Dobyscha alles dahin, was bis dahin für ihn der Inbegriff des geordneten, sorglosen, standesgemäßen und kultivierten Lebens gewesen war.

Als die Revolution begann, war der Fürst bereits mit der jungen Prinzessin Kantakuzen verheiratet und bewohnte einen Palast, der eine berühmte Bildergalerie beherbergte. Nach dem Sturz des Zaren kamen unbekannte, übelbeleumdete Individuen zur Herrschaft, mit denen weder der Fürst noch die Fürstin et-

was gemein haben wollten. Dann kamen noch verdächtigere Gesellen ans Ruder, die die obskuren Machthaber ohne viel Federlesens zum Teufel jagten und jetzt ihrerseits nichts von einem Fürsten Dobyscha wissen wollten. Fürst Dobyscha mußte fliehen. Seinen Palast, seine Bildergalerie und seine Uniform ließ er seinen Feinden zurück. In Südrußland setzte der Fürst den Kampf für Gott, Zar und Vaterland fort, träumte dort noch einmal vom Siege und wurde zum letzten Male besiegt. Zusammen mit den Resten der ehemaligen russisch-kaiserlichen Garde, von seiner Frau begleitet, verließ er das gottverlassene Rußland und schiffte sich auf einem Dampfer der barmherzigen Alliierten ein. Das gleiche taten alle Offiziere, alle weißen Truppenreste Rußlands.

Eines schönen Tages hörte die Barmherzigkeit der Alliierten plötzlich auf. Einmal mußte Fürst Dobyscha endlich den Dampfer verlassen. Er zog mit ein paar Groschen in der Tasche und seiner Frau am Arm in die historische und traditionelle Hauptstadt aller Emigranten — nach Paris. In Paris führte der Fürst zunächst das Leben aller kaiserlich-russischen Emigranten: Er besuchte die Kirche und betete für das Seelenheil des ermordeten Zaren, las die Emigrantenblätter und ging in die Emigrantenlokale. Er unterschied sich in nichts von den anderen Emigranten.

Dann bemerkte er eines Tages, gleich vielen anderen, daß die wenigen Groschen, die er in die Emigration mitgebracht hatte, ausgegangen waren. Das schöne Paris wurde plötzlich ungastlich und trostlos. Schließlich, als sein Emigrantenleben auf dem Gipfel der Hoffnungslosigkeit angelangt war, beschloß der Fürst Dobyscha den üblichsten Weg der russischen Offiziere im Exil zu gehen, d. h. Pariser Droschkenchauffeur zu werden. Der Beruf des Droschkenchauffeurs galt damals in den Kreisen, denen der Fürst Dobyscha an-

gehörte, schon als völlig standesgemäß. Denn der Beruf eines Chauffeurs ist an sich schon ein Beweis, daß der ihn Ausübende von keinerlei bolschewistischen oder intellektuellen Gedankengängen angefressen ist und damit hinreichend legitimiert erscheint, im kommenden Rußland von neuem den bunten Rock zu tragen.

Der Fürst wurde also Chauffeur. Frühmorgens steckte ihm die Fürstin einige Stullen in die Tasche, er pilgerte zur Garage und kehrte nach getaner Arbeit erst am späten Abend wieder nach Hause zurück. Die Fürstin besorgte inzwischen das Zimmer und sorgte für die Mahlzeit. Nach dem Abendbrot machte es sich das fürstliche Paar bequem. Der Fürst las der Fürstin aus dem Emigrantenblatt die neusten Greueltaten der Bolschewiki vor. Ähnlich lebten auch alle anderen Emigranten und fürstlich-russischen Taxichauffeure von Paris.

Eines Tages kam nun gänzlich unverhofft eine erstaunliche Veränderung in das Leben des Fürsten Doloscha. Er kehrte an diesem Tage wie gewöhnlich heim, speiste mit der Fürstin und entfaltete die Zeitung. Plötzlich schrie er auf und ließ das Blatt fallen. Das hätte selbst er nicht von den Bolschewiki erwartet. Mit großen Lettern berichtete die Zeitung von einer neuen Untat der Roten. „Zu den zahlreichen Verbrechen der Bolschewiki" — schrieb das Blatt, „gesellt sich jetzt noch ein neues. Um für die Propaganda und die dritte Internationale Geld zu beschaffen, beschlossen sie die Schätze, die in den russischen staatlichen und privaten Bildergalerien aufbewahrt waren, im Auslande zu verkaufen. Darunter befinden sich folgende Werke . . ." Es folgte dann ein Verzeichnis der zum Verkauf angebotenen Gemälde und deren Abbildungen.

Es befanden sich zur Empörung des Fürsten Dobyscha auch Kunstwerke darunter, die einst die Bildergalerie seines fürstlichen Schlosses geschmückt hatten. Jetzt sollten all diese Schätze in Berlin bei Lepke versteigert werden. Und die Riesensumme des Erlöses aus dem Verkaufe, die sich ergab, sollte in die Hände der Bolschewiki fallen! Indessen war der legitime Eigentümer dieser Gegenstände gezwungen, in Paris Droschkenchauffeur zu spielen. Das ging ihm dann doch über die Hutschnur!

Empört setzte er sich hin und schrieb an die Redaktion des Blattes einen Brief, in dem er die Diebe gehörig brandmarkte. Der Brief wurde natürlich von dem Blatt bereits am nächsten Tage auf der ersten Seite mit einer Riesenschlagzeile veröffentlicht.

Damit begann im Leben Dobyschas eine neue Epoche. Das Emigrantenblatt brachte auf den Brief hin ein ausführliches Interview mit ihm. Seine Bekannten blickten von da an auf ihn mit einer gewissen Hochachtung. Die gesamte Emigrantenpresse führte alsbald eine Extrarubrik: „Der Fall Dobyscha.“ Alle seine Kollegen rieten ihm dazu, die Kommunisten vor einem ordentlichen europäischen Gericht zu verklagen. Dieser Weg erschien Dobyscha nicht aussichtslos. Immerhin war er ja der rechtmäßige Eigentümer der Bilder. Ein Diebstahl konnte seines Erachtens in einem zivilisierten Lande nicht geduldet werden. Mitleidige Personen aus der Emigrantengesellschaft empfahlen ihm dringend eine Reise nach Deutschland. Schließlich gab Fürst Dobyscha seinen Chauffeurposten auf, beschaffte sich mühselig das Reisegeld und fuhr nach Berlin, in der festen Überzeugung, daß das deutsche Gericht ihm sein Eigentum zurückgeben werde. Dann konnte er auf eine Anstellung verzichten und eigene Droschken kaufen. Eine eigene Droschke,

das war der sehnsüchtigste Wunsch eines jeden Emigrantenchauffeurs.
In Berlin nahm sich Dobyscha einen Rechtsanwalt und verklagte die Sowjetregierung und das Auktionshaus Lepke. Die Angelegenheit der gestohlenen Bilder des Fürsten wurde damit zu einer interessanten Rechtsfrage und darüber hinaus, da sich die Zeitungen dieses Falles annahmen, zu einem internationalen Skandal. Berliner, Pariser, Londoner und auch amerikanische Zeitungen berichteten täglich über den „Fall Dobyscha". Bösartige Karikaturen wurden gezeichnet, Photographien mit rührenden Unterschriften wurden veröffentlicht und alle irdischen und himmlischen Strafen auf die Häupter Sowjetrußlands herabgewünscht. Es war ein hundertprozentiger Skandal, der seinen Gipfel an jenem Tage erreichte, als mitten in der Versteigerung bei Lepke ein Gerichtsbeamter erschien und auf Grund einer einstweiligen Verfügung sämtliche Bilder Dobyschas beschlagnahmte.
Der Fürst saß nun in Berlin, betrieb den Prozeß und träumte von einem Triumph seiner guten Sache über die Sowjets. Der Termin fand statt und endete mit einem neuen Skandal: Das Gericht sprach die Sowjets frei. Der Fürst wurde abgewiesen und zum Tragen der Gerichtskosten verurteilt. Damit war diese Affäre beendet. Die Emigrantenblätter brachten noch einige wütende Artikel. Aber Lepke verkaufte nun ungestört die dem Dobyscha gestohlenen Bilder, und die Sowjets bekamen aus dem Erlös dieser und anderer Versteigerungen neue Mittel für ihre Propaganda der dritten Internationale.
Auch in dieser, seiner persönlichen Angelegenheit war es also Dobyscha nicht vergönnt gewesen Sieger zu bleiben. Tief bestürzt kehrte er nach Paris zurück. Von neuem setzte er sich an das Steuer einer Pariser Droschke und bemühte sich emsig, die gewaltigen Ge-

richtskosten von seinem kümmerlichen Verdienste abzuzahlen.

Nunmehr trat aber ein Ereignis ein, auf das weder Dobyscha noch sonst irgend jemand gefaßt war. Es geschah ein Wunder, wie es eben nur in Märchen oder bei einem im Exil lebenden fürstlichen Emigrantenchauffeur vorkommen kann. Dieses Wunder ereignete sich wie folgt: Im Verlauf des Prozesses wurde Dobyscha in der Presse ein bekannter Name. „Der Fall Dobyscha" wurde zu einem allgemein und international interessierenden Ereignis und selbst bei den gleichgültigsten Menschen bildete sich ein vager Begriff von einem gewissen russischen Fürsten, der mit Lepke um sein Recht kämpfte und die Partie verlor.

In einem fernen Lande, in Kroatien, gelangte auf diese Weise der Name des Fürsten vor die Augen der einheimischen Nationalisten. Und diese Nationalisten entdeckten ohne große Schwierigkeiten, daß der Name Dobyscha Kostromanez mit alten historischen Überlieferungen verbunden war. Aus unbestreitbaren, historischen Quellen ging klar hervor, daß die Ahnen des Fürsten Dobyscha-Kostromanez einst legitime, erbliche und glorreiche Könige von Kroatien gewesen waren. Kroatien hatte inzwischen den Habsburgern gehört und wurde jetzt von den Serben beherrscht, doch was wollte das besagen? Die Grundsätze des Legitimismus werden durch ein paar Jahrhunderte, durch vorübergehende Zeitereignisse nicht erschüttert! Wenn die Ahnen des Fürsten Dobyscha einstmals Könige waren, so hatte der Fürst Dobyscha auf den Thron von Kroatien dasselbe Recht wie auf die Bilder seines Petersburger Schlosses. Und wenn sie Lepke zehnmal versteigerte!

Einzelheiten aus der nun beginnenden Verwandlung des Fürsten sind unbekannt, können sich aber wie folgt abgespielt haben: Eines Tages, als Fürst Dobyscha,

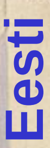
Inhaber einer geleerten Bildergalerie, in seiner Droschke durch die Straßen von Paris fuhr, wurde er von einem vornehmen Ausländer angehalten. Er ließ sich von ihm eine Weile durch Paris fahren, unterhielt sich mit ihm und bot ihm plötzlich die Krone von Kroatien an. Wie zu erwarten ist, wurde Dobyscha von diesem Angebot ein wenig überrascht. „Sie stammen doch von den alten Königen von Kroatien ab?“ muß der vornehme Ausländer gefragt haben. Das konnte Dobyscha nicht leugnen, obwohl er diese Tatsache im Strudel des Pariser Straßenverkehrs längst vergessen hatte. Der fremde Herr verstand jedoch dem Fürsten dieses Faktum nachdrücklich in Erinnerung zu bringen, worauf Dobyscha seine Schulden an den Berliner Rechtsanwalt bezahlte, das traurige Chauffeurdasein gern quittierte und die ihm dargebotene kroatische Krone huldvoll in Empfang zu nehmen bereit war.

Wenn ihm schon beschieden war, als Flüchtling zu leben, so war es immerhin besser ein königlicher als ein fürstlicher Emigrant zu sein. Daß er als Kronprätendent in Paris keinesfalls länger zu chauffieren brauchte, hatte ihm der liebenswürdige Herr zart angedeutet.

Als der Fürst nach diesem ereignisreichen Tag abends nach Hause kam, wird er wahrscheinlich ein einigermaßen ungewöhnliches Gespräch mit seiner Frau geführt haben. „Heute morgen verließ ich das Haus als Chauffeur, und jetzt kehre ich als König zurück“, erklärte er, woraufhin die Fürstin wohl annehmen mußte, daß ihr Mann die schweren Schicksalsschläge mit einer Störung seiner Vernunft zu bezahlen begann. Bald klärte sich jedoch die Lage auf und die geborene Prinzessin Katakuzen segnete den Tag, an dem sie die Ehe mit dem Fürsten Dobyscha eingegangen war.

Das weitere entwickelte sich nach den feststehenden Regeln, die für einen König gelten, der sein Leben im Exil zu führen gezwungen ist. Irgendwelche Kroaten tauchten plötzlich auf und bildeten ein Komitee zur Wahrung der Interessen des erblichen Königs von Kroatien. Druckereien druckten eine Menge Aufrufe, Manifeste und Schriften des neuen Königs. — Unmittelbar nach Annahme der kroatischen Krone hatte Dobyscha seinen Beruf aufgegeben und siedelte in ein Palais um, das zwar ärmlicher war, als sein Petersburger Schloß, aber immerhin besser als die Behausungen aller Taxichauffeure kaiserlich-russischer Herkunft zusammengenommen. Das Komitee Kostromanez leistete die übliche Arbeit aller Komitees, die sich um ehemalige oder künftige Könige bilden. Dobyscha geht es jetzt aber gut. Ein Fürst darf ohne Geld dasitzen, ein Kronprätendent nie. Das ist ein Unterschied, den niemand so wohl begreift wie ein verelendeter Emigrant.

So lange Bücher mit Dobyschas Bildern in Königspracht erscheinen, so lange seine Aufrufe über die Grenze gebracht werden, wird auch Dobyscha keine Not leiden. Seine Majestät, der König von Kroatien, darf also mit seinem Los zufrieden sein. Manchmal wird sein Blick auf sein bisheriges Pariser Leben zurückfallen. Und auch seiner armen Kameraden wird er gedenken! Schwerlich wird sich ein Landsmann finden, der dem frischgebackenen König wegen seines neuen Berufes einen Vorwurf macht. Im Gegenteil, ein Prätendent mehr — eine Hoffnung mehr! Denn wenn Dobyscha erst König ist, so wird mancher Pariser Taxichauffeur mit Freuden als Offizier in seine königliche Garde eintreten.



XVIII.

DER MANN, DER FRANKREICH GERETTET HAT

Durch die Hauptstraßen der Emigration, über den Kurfürstendamm, den Bois de Boulogne, die Picadilly-Street wandert seit zehn Jahren ein undefinierbarer, schwarzhaariger Herr, der jeden kennt, sich mit jedem gern unterhält, sich für alles interessiert, seine eigenen Geschäfte aber immer in tiefes Dunkel hüllt. Auch er ist jedem Emigranten vertraut. Man kennt sein Äußeres, seine Gesten, seine Ansprüche, und seine Redensarten. Der Herr selbst ist von seiner Ehrlichkeit und Anständigkeit überzeugt. Nicht alle Emigranten scheinen hingegen diese Überzeugung im selben Umfange zu teilen. Auch die Polizei mehrerer Länder hat über diesen Herrn eine eigene, private Ansicht, die sie hin und wieder in Form von Ausweisungsbefehlen zum Ausdruck bringt. Der Herr kann diesen Standpunkt seiner Mitmenschen ganz und gar nicht verstehen. Seiner Ansicht nach hat er niemals etwas Unrechtes getan, alles was er machte, geschah nur zum Wohle der Menschheit, die gleichwohl ihrem Beglücker nicht einmal die gebührende Hochachtung entgegenbringen will. Was der Herr treibt, ist wie gesagt unbekannt. Er hat aber augenscheinlich ausgedehnte Interessen, reist viel und ist außerordentlich beschäftigt und kennt jedes Emigrantenkaffee Europas auf das genaueste. Der Herr ist kein ehemaliger General, auch kein Politiker. Im alten Rußland besaß er weder eine Bank noch Landgüter. Er schrieb keine Bücher, er trat nie auf der Bühne auf,

nennt keinen feudalen Titel und keine Orden sein eigen. Er ist einfach Herr S . . ., ein Jude und Emigrant. Trotzdem ist sein Name jedem Emigranten bekannt und in der Geschichte der russischen Wirrnisse wird er nicht unerwähnt bleiben.

In den vorrevolutionären Zeiten war nämlich dieser Herr S . . ., der mächtige Privatsekretär Rasputins, des heiligen Teufels. Wie Herr S . . . zu diesem Posten kam, ist unbekannt. Er selbst erzählt manchmal mit inniger Rührung, wie Rasputin die Hand auf seinen epileptischen Sohn gelegt habe, und wie darauf der seit Jahren krank daniederliegende Sohn sofort aufgestanden sei und sich zur Börse begeben habe. Doch diese gelungene Heilung ist keine hinreichende Erklärung für den Posten, den S . . . bei Rasputin inne hatte.

Herr S . . . war allmächtig. Rasputin selbst beschäftigte sich nicht mit materiellen Dingen. Eben deshalb war ihm sein Privatsekretär unentbehrlich. Wenn jemand einen staatlichen Kredit bekommen wollte, eine dunkle Gründung vorhatte, einen Orden begehrte, oder sonst etwas im Schilde führte, so war es natürlich gänzlich falsch, sich wegen dieser niederen, irdischen Angelegenheiten an Rasputin persönlich zu wenden. Rasputin würde solche Bittsteller bestimmt herausgeworfen haben. Wenn man sich aber mit solchen Angelegenheiten sehr vertraulich an Herrn S . . . wandte, so sagte dieser bestimmt nicht nein. Er empfing im Gegenteil jeden Besucher mit ausgesuchtester Höflichkeit, lächelte ihm verständnisinnig zu, wechselte mit ihm ganz vertraulich ein paar ernste Worte und versprach, völlig unverbindlich alles zu tun, was in seinen Kräften stand. Das war bestimmt nicht wenig, denn bald darauf setzen sich die komplizierten Staatsmechanismen in Bewegung, Orden wurden erteilt, Bittschriften genehmigt, Darlehen bewilligt,

der Staat gab plötzlich alles her, was ein treuer Untertan zu erhalten kaum ernsthaft zu hoffen wagte. Herr S . . . war in der Tat ein mächtiger Mann.

Jahre vergingen. Der Ruhm des Herrn S . . . stieg ins Unermeßliche. Sein Vorzimmer war stets von Bittstellern bevölkert. Bis dann die tragische Nacht kam, in der Großfürst Demetrius und Fürst Jussupow den heiligen Teufel ermordeten und der Karriere des Herrn S . . . damit ein Ende machten.

Als die Revolution kam, hatte der Herr S . . . keine Macht mehr zu verlieren. Er fuhr nach dem Süden, gründete dort Spielkasinos und gelangte mit dem Strom der Emigranten schließlich nach Europa. Seine europäischen, keinesfalls schlecht gehenden Geschäfte sollen an dieser Stelle nicht näher beleuchtet werden. Herr S . . . ist jedenfalls auch heute, von seinen Geschäften ganz abgesehen, innerhalb der russischen Emigration eine äußerst populäre Erscheinung. Er versteht es wie kein anderer, aus den Zeiten seines Ruhmes Geschichten zu erzählen, die zwar nicht immer stimmen und von den Zuhörern durchaus nicht immer ganz ernst genommen werden; aber der eiserne Hochmut, mit dem er sie auch heute noch immer wieder zum besten gibt, zieht stets von neuem zahlreiche Zuhörer an, die freilich zeitweise ihr Lächeln nicht ganz unterdrücken.

Herr S . . . legt für gewöhnlich dar, was für ein bedeutender Mann er gewesen sei. „Wissen Sie," sagte er, „ich bin kein Freund des Hoflebens. Ein Jude hat am Hofe nichts zu suchen. Wenn ich aber einmal zwei oder drei Tage nicht im Winterpalast war, so weckte mich schon am frühen Morgen die Stimme des Zaren am Telefon. ‚Mein Lieber,' sagte der Zar, ‚bist du böse? Wir haben dich schon so lange nicht mehr gesehen!' ‚Das Wetter ist so schlecht, Majestät', antwortete ich. ‚Aber, mein Lieber, laß doch,

ich schicke natürlich meinen Wagen. Komm doch zum Tee. Du weißt doch, wie lieb meine Frau und die Kinder dich haben.‘ Natürlich mußte ich dann ins Palais, denn schließlich war es ja doch der Zar, der mich einlud. Es war aber auch gut, daß ich hin und wieder ins Palais kam. Eines Tages konnte ich dort einen großen Dienst erweisen. Ich komme nämlich und sehe, unser Zar spielt Karten mit dem König von Holland (oder König von Schweden, oder König von Portugal, je nachdem). Der König von Holland mogelt und spielt falsch. Ich sah es sofort. Der Zar sah es natürlich nicht. Ich setzte mich also an den Tisch und sehe zu, wie der König von Albanien mogelt. Der Zar verspielt eine Million nach der anderen, bald hat er schon sein ganzes Vermögen verspielt. Es waren an die hundert Millionen oder nahe daran. Plötzlich sagt der Zar zum König von Ungarn: ‚Lieber Bruder, wollen wir jetzt nicht mehr um Geld, sondern lieber um Städte spielen. Ich stelle als Einsatz die Stadt Tula.‘ Der fremde Gauner willigt natürlich ein, und der Zar verspielt eine Stadt nach der andern. Ich sehe zu und denke, wenn es so weitergeht, wird er unser ganzes Rußland verspielen. Diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen. Ich sprang auf und riß dem König von Ruritanien die falschen Karten aus dem Ärmel. Natürlich wurde das ganze Spiel für nichtig erklärt. Der König wurde mit großer Schande aus dem Palast hinausgeschmissen. Mir aber sagte der Zar: ‚Mein Lieber, du hast mich gerettet, verlange, was du willst, ich erfülle es dir.‘ ‚Nein, Majestät,‘ sagte ich, ‚ich verlange nichts, ich habe nur meiner Pflicht als Untertan genügt.‘ Dann fielen wir einander in die Arme und weinten vor Glück.“

Nach dieser Erzählung zieht Herr S . . . gewöhnlich ein großes Taschentuch hervor und reibt sich kräftig die Augen. Vielleicht glaubt er selbst an die Ge-

schichte vom vertrauensseligen Zaren und seinem listigen Partner. Von den Zuhörern glaubt ihm natürlich keiner, denn Herr S . . . hat bestimmt nie in seinem Leben die Pforte des Winterpalais überschritten.
Selbstverständlich ist Herr S . . . als alter Freund des Zaren ein überzeugter Bolschewikenfeind, das hat zur Folge, daß man in den Emigrantenkreisen bemüht ist, seine sonstigen Schwächen zu übersehen.
Diese Schwächen sind aber nicht unbedeutend. Er soll der Besitzer zahlreicher Spielhöllen sein, treibt auch sonst allerlei unerlaubte Dinge und hat oft die seltsamsten Affären mit den ausgefallensten Behörden. Natürlich unterläßt er in solchen Fällen nie zu bemerken, daß früher, im alten Rußland, derlei Angriffe gegen einen ehrwürdigen und vornehmen Mann wie ihn völlig außerhalb der Möglichkeit gelegen hätten. Das glaubt man ihm dann allerdings aufs Wort.
Den schärfsten Konflikt mit einer Behörde erlebte Herr S . . . im Jahre 1929 in Paris. Dieser Konflikt darf nicht unerwähnt bleiben. Eines Tages tauchten in Paris falsche Tscherwoneznoten auf. Die Pariser Polizei begab sich sofort auf die Suche nach den Fälschern, doch blieben sie unentdeckt. Dafür gelang es, die Personen ausfindig zu machen, die das falsche Geld in Umlauf gesetzt hatten. Und es überraschte allgemein nicht wenig, als man erfuhr, daß sich unter diesen Personen an erster Stelle der Herr S . . . befand.
Er wurde verhaftet und kam vors Gericht. Natürlich bestritt er hartnäckig jegliche Schuld. Als sich aber die Indizien allzusehr häuften, gab er zu, die falschen Tscherwonzen in Verkehr gebracht zu haben, erklärte jedoch, er habe es einzig und allein aus patriotischen Gründen getan. Er habe dadurch die Sowjetregierung schwächen und ihren Sturz herbeiführen wollen. Trotz der Kompliziertheit dieser Argumente verlangte Herr

S . . ., daß ihm das Gericht unbeschränktes Vertrauen schenke. Das Gericht war geneigt dies zu tun, konnte aber nicht umhin, festzustellen, daß Herr S . . . bei seiner patriotischen Handlung immerhin einen nicht geringen Gewinn eingesteckt hatte. Diese ungehörige Feststellung ging dem Angeklagten zu weit. Er beschloß, das Gericht in seine Schranken zurückzuverweisen. Stolz richtete er sich auf, blickte seine Richter mit unübertrefflichem Hochmut an und sprach: „Meine Herren, vor Ihnen steht ein Mann, der Frankreich gerettet hat!“ Gefragt, wie und wann das geschehen sei, bat Herr S . . . um Erlaubnis, sein Herz ausschütten zu dürfen.

Die Erlaubnis wurde ihm erteilt, worauf er mit bebender Stimme Folgendes ausführte: „Es war im Jahre 1915, mitten im Weltkriege, als wir alle an den Fronten verbluteten. Ich war der Privatsekretär Rasputins und erfuhr eines Tages, ganz im geheimen, daß die russische Regierung bereit sei, mit Deutschland einen Separatfrieden zu schließen. Auch Rasputin schien nichts dagegen zu haben. Tage- und nächtelang redete ich dem heiligen Mann zu, sich gegen den Frieden einzusetzen. Ich spielte dabei, das wußte ich, um meinen Kopf. Aber meine heiße Liebe zu Frankreich hat mich bewogen, heroisch zu handeln. Es gelang mir endlich, Rasputin zu überzeugen. Rasputin fuhr zum Zaren und überzeugte auch ihn. Der Friedenspakt wurde daraufhin nicht unterzeichnet, die deutschen Truppen blieben an der russischen Front und Frankreich war gerettet.“

Diese Rede machte auf alle Anwesenden, insbesondere aber auf Herrn S . . . selbst einen großen Eindruck. Herr S . . . weinte und schluchzte vor Rührung und wunderte sich sehr, daß die Richter nicht dasselbe taten.

Immerhin hatte er richtig getippt.



Aus Gründen des nationalen Taktes und um sich ja jede nationale Blamage zu ersparen, wurde Herr S . . ., der Retter Frankreichs, von dem französischen Gericht freigesprochen.

Infolgedessen kann die Geschichte jetzt nicht überliefern, daß Frankreich einen seiner Retter eingesperrt habe.

Seitdem promeniert Herr S . . . noch stolzer durch die Hauptstraßen der Emigration, trinkt Kaffee in den Emigrantenlokalen und erzählt Geschichten von der Macht, die einst in seinen Händen lag und die er nur zum Wohle der Menschheit ausgeübt hat. Er vergißt dabei freilich hinzuzusetzen, daß er sich selbst ziemlich hoch in diese Menschheit einkalkuliert hatte.

XIX.

DER ALLTAG DER EMIGRATION

Die Emigration besteht nicht nur nur, wie man aus dem Vorhergesagten vielleicht annehmen könnte, aus Abenteurern, Schiffbrüchigen und Generalen aller Art. Im Gegenteil, alle bisher geschilderten Typen sind nur ein geringer Bruchteil der Erscheinungen.

Ein Durchschnittsemigrant will keine Krone erobern und erzählt nicht vom Tee beim Zaren. Ein Durchschnittsemigrant arbeitet. Offiziere, Gutsbesitzer und Intellektuelle sind heute Fabrik- und Handarbeiter, Kellner, Musiker und Chauffeure. Sie schuften in Büros, auf Schiffen, in Betrieben und auf dem Lande. Jahraus, jahrein üben sie irgendeinen Beruf aus. Aber diese Beschäftigung hinterläßt bei ihnen keinerlei Merkmale. Sie ist ein äußerer, lebensnotwendiger Deckmantel, unter dem der Offizier, der Gutsbesitzer und der Intellektuelle innerlich weiterlebten.

Und trotzdem geschieht in der Emigration etwas höchst Merkwürdiges. Die Zufallsproletarier, die einst vor der Diktatur des Proletariats geflohen sind, haben im Ausland, in den Fabriken und auf den Gütern ein beinahe proletarisches Klassengefühl entdeckt. Der Emigrant schimpft oft und ausgiebig auf die Kapitalisten, wünscht alle kommunistischen Schrecknisse auf ihr Haupt herab und erklärt, daß der Kapitalismus seinen Untergang vollkommen und endgültig verdient habe. Wenn er aber genug geschimpft hat, schweigt er eine Weile, leert sein Gläschen und entsinnt sich, daß er eigentlich selbst ein gebürtiger Ka-

pitalist und Klassenfeind ist. Dann beginnt er ebenso ausgiebig auf Sowjetrußland zu schimpfen, mit dem Ergebnis, daß der Zuhörer zuletzt den Eindruck hat, daß Kapitalismus und Kommunismus zwei absolut wesensähnliche Ungeheuer seien, eigens geschaffen, um dem Emigranten das Leben sauer zu machen. Außer dem Kommunismus und Kapitalismus haßt der Emigrant auch alle Einzelpersonen, die seiner Meinung nach an seinem Untergang mitschuldig sind. Die trüben Nächte und langen Abende verbringt der Emigrant grübelnd in kleinen Kaffeehäusern und sinnt und denkt nach über die Männer, die einzig und allein an allem Schuld tragen. Manchmal ist der Zar selbst der Schuldige, manchmal Kerensky, manchmal sind es die Deutschen. Das Nachdenken endet gewöhnlich in der weisen Feststellung, daß, wenn man alles vorher gewußt hätte, manches vermutlich anders ausgegangen wäre. Diese Erkenntnis beruhigt den Emigranten ungemein.

Die Emigranten leben meist streng abgeschlossen unter sich, vermischen sich nicht mit den europäischen Eingeborenen und verachten tief das morsche, kleinbürgerliche Europa. Sie sind alle fest davon überzeugt, daß Rußland das schönste Land der Welt sei. Was vielleicht stimmen mag; das jedenfalls behaupten sie, wenn es hart auf hart geht, daß Rußland nicht nur das größte Land der Welt sei, sondern auch die größte und wichtigste Revolution vollbracht habe. Wenn ihnen dann später wieder einfällt, daß sie persönlich eigentlich verdammt wenig Ursache haben mit der russischen Revolution zu prahlen, verstummen sie plötzlich resigniert und finster.

Das langjährige Elend entwickelt bei den Emigranten ein starkes Bedürfnis nach Selbstbewunderung. Je schlechter es ihnen im Ausland geht, desto besser ist es ihnen, ihrer Erinnerung nach, in Rußland ergangen.

Und sie erzählen dann jedem Menschen, welch fabelhafte Frauen sie einst besessen hätten, oder wie huldvoll ihnen der Zar einst zugelächelt habe. Vielleicht sind die Frauen ihre eigenen, jetzt alten Ehefrauen gewesen, und der Zar war vielleicht ein einfacher Polizeiwachtmeister, der zu Neujahr sein Trinkgeld bekam. Nachprüfen kann das alles heute niemand mehr. Die zurechtrückende, selbsttäuschende Phantasie des Emigranten kennt nach rückwärts keine Grenzen. Ein georgischer Fürst erzählte zum Beispiel allen Ernstes, daß er zu Hause einen Riesenberg aus purem Golde besessen habe, und bezichtigte jeden, der seinen Glauben an diesen Goldberg nicht teilen wollte, des Bolschewismus. — Ein anderer Emigrant erzählte traurig, daß er einen Tag vor Ausbruch der Revolution einen Prozeß gewonnen habe, durch den ihm die Hälfte Sibiriens zufiel. — Ein dritter, schüchterner und bescheidener Mann beklagt den Ausbruch des Bolschewismus hauptsächlich deshalb, weil ihm dadurch das Flugzeug abhanden gekommen sei, mit dem er den Mond erreicht hätte. Der erste Fall ist orientalische Phantasie, der zweite bewußte Selbsttäuschung, der dritte harmloser Irrsinn. Die Emigranten allerdings, die einander sehr genau kennen, blicken über diese Kleinigkeiten schonungsvoll und verständnisinnig hinweg und sagen trocken: „Immerhin war doch der Mann früher Bankkassierer, man soll ihn nicht kränken, mag er an seinen Goldberg glauben."

Die phantastischen Ereignisse der Revolution haben dem Emigranten den Respekt vor Unwahrscheinlichkeiten genommen. Wenn der Zar stürzen konnte, wenn die Bolschewiki seit 15 Jahren in Rußland regieren können, so ist in dieser Welt offenbar alles möglich.

Dementsprechend richtet der Emigrant sein Dasein ein. Er ist immer zu allem bereit. Jedes noch so abenteuerliche Unternehmen kann mit Bestimmtheit auf Zustrom von Emigranten rechnen. Irgendein friedlicher Emigrantenrechtsanwalt wanderte plötzlich nach Norden aus, um Walfischfänger zu werden. Ein anderer zieht nach Afrika, wird Häuptling eines Negerstammes, schreibt an Bekannte begeisterte Briefe über seine Untertanen und wird von allen Zurückgebliebenen glühend beneidet.

Nur ein Abenteuer wagen die Emigranten nicht. Sie kehren nicht nach Rußland zurück. Das hat seinen guten Grund. Jeder einzelne Emigrant steht auf der Todesliste der Sowjetregierung. Die Tscheka lauert auf jeden. Tod und Folter erwarten ihn hinter der sagenhaften Mauer der U. d. S. S. R.

Auch in Europa lebt der Emigrant in dauernder Angst vor den Bolschewiki. Man kann nie wissen, vielleicht ist der liebenswürdige Zimmernachbar, der so edle weiß-gardistische Ansichten äußert, in Wirklichkeit ein Agent der Tscheka. Vielleicht trachtet das hübsche Mädchen im Café nur danach, Gift in die Kaffeetasse des Emigranten zu schütten. Vielleicht fährt durch die Stadt ein Wagen mit dem Auftrag, ihn, den Emigranten X, zu finden und zu überfahren. Krampfhaft überdenkt der Emigrant die verschiedensten Arten, einen Menschen unauffällig ins Jenseits zu befördern, erfindet immer neue Varianten und Schliche, fürchtet sich und schaudert vor ihnen.

Grotesk ist dabei nur, daß sich die Bolschewiki kaum weniger vor den Emigranten fürchten. Jeder Bolschewik im Ausland lebt in der Überzeugung, daß hinter der nächsten Ecke einige Weißbanditen stehen, die, von der kapitalistischen Polizei unterstützt, nur danach trachten, ihn nach unendlichen Folterungen zu erledigen. Kreidebleich läuft der Bolschewik davon,

wenn er merkt, daß in einem Café, Theater oder in der Eisenbahn zwei Emigranten neben ihm Platz genommen haben. Die Sowjetregierung hat natürlich wenig Interesse an einem friedlichen Zusammentreffen von Emigranten und Kommunisten. Deshalb schärft sie jedem Bolschewiki im Auslande ein: die Emigration besteht aus einer Bande von Trunkenbolden, Giftmischern, Mördern und Spitzeln. — Das macht die Angst der Bolschewiki verständlich.

Aber auch die Furcht der Emigranten ist begreiflich. Erstens sind tatsächlich Fälle bekannt, wo namhafte Emigranten von Bolschewiken entführt oder getötet wurden. Zweitens ist aber jeder Emigrant tief und unerschütterlich von seiner eigenen überragenden Persönlichkeit überzeugt, die die größte Gefahr für den Sowjetstaat darstellt, glaubt felsenfest daran, daß er ständig von den Bolschewiki beobachtet wird und benimmt sich dementsprechend vorsichtig und mißtrauisch. Überall wittert er Spione, jeden verdächtigt er des Verrats und kultiviert sein Angstgefühl. Der Haß gegen den Bolschewismus, das Gefühl, für jemanden eine Gefahr zu bedeuten, ist der einzige aktive Posten eines traurigen Emigrantendaseins.

Hat der Emigrant freie Zeit, so beschäftigt er sich vorzugsweise mit Projekten zur Errettung Rußlands. Fast jeder Emigrant hat hierfür ein eigenes Rezept. Manche dieser Rezepte bleiben für immer sein streng gehütetes Geheimnis, manche werden den Freunden mitgeteilt und manche sogar veröffentlicht. Diese Rettungsrezepte der Emigranten entsprechen gewöhnlich der Anschauung ihres früheren Lebenskreises. So hat ein General und ehemaliger Leiter der zaristischen Ochrana ein Projekt bekanntgegeben, nach dem das künftige Rußland nur von der Polizei regiert werden soll. Mindestens jeder zehnte Russe soll Polizist sein und das Leben der übrigen Russen dirigieren. Der

Zar soll der erste Polizist des Landes sein. Mehr als drei Menschen dürfen sich auf der Straße nicht zusammenrotten. Fremdworte werden verboten. Jeden Morgen und jeden Abend wird unter Aufsicht der Polizei die Zarenhymne gesungen und jeder Einwohner erhält eine Kirchenkarte, auf der die Anzahl der Kirchenbesuche gelocht wird. Diese Karte muß er allwöchentlich der Polizei vorlegen. Nur wenn dieses Projekt restlos erfüllt wird, ist der arme General gewillt, die volle Verantwortung für das Gedeihen Rußlands zu übernehmen. In seinen Mußestunden schreibt dieser General inzwischen poetische Oden auf die russische Polizei. — Ähnliche Projekte gibt es in Mengen, und sie werden von der Mehrzahl der Emigranten mit stürmischer Heiterkeit aufgenommen. Der Alltag eines Durchschnittsemigranten, der weder „Spion noch Bandit oder Mörder" ist (die Bolschewiki stellen sie so dar), verläuft seit einem Jahrzehnt nach immer derselben eintönigen Melodie. Der Emigrant arbeitet meistens in einem Betrieb, in dem auch andere Emigranten tätig sind. Es ist Emigrantenart, immer zu mehreren aufzutreten, um den Kontakt mit seinen Kreisen nicht zu verlieren. In den Pausen liest er das Emigrantenblatt und stellt immer wieder fest, daß die Bolschewiki demnächst verschwinden werden. Die Kollegen sind meist derselben Meinung. Nach der Arbeit geht der Emigrant nach Hause und erfährt von seiner Frau, daß der Nachbar, der General X, bolschewistisch gehustet hat. Darüber entrüstet geht er zu einem anderen Nachbar, beschwert sich und erfährt, daß die „Partei der russischen Bauern" (Vorsitzender Graf Y, Sekretär Fürst X) sich gestern mit der Partei des „Russischen Weckruf" (Vorsitzender Graf X, Sekretär Y) blutigst geprügelt habe. Es sei nur noch nicht bekannt, ob private oder politische Gründe die Prügelei hervorgerufen haben. Der Emi-

grant spricht dann die Vermutung aus, daß sicherlich die Sowjethandelsvertretung an der Prügelei schuld sei und besucht dann erwartungsvoll und wißbegierig eine Emigrantenversammlung.

In den Großstädten finden solche Versammlungen täglich statt und sind immer „den Ursachen unseres Zusammenbruches" oder „den russischen Kirchengesängen des XII. Jahrhunderts" gewidmet. Der Emigrant hört andächtig den Worten des prominenten Redners zu, versteht selten, um was es sich handelt, verläßt aber die Versammlung in gehobener Stimmung. Denn diese Emigrantenversammlung ist zur Zeit die einzige Stelle der Welt, wo er noch öffentlich mit „Exzellenz" angeredet wird. Sehr oft endet eine solche Versammlung ohne Radau, der Emigrant begibt sich nach ihrer Beendigung, in Begleitung seiner Freunde, in ein Café, küßt dort allen Kellnerinnen die Hand, erkundigt sich, wie es der Frau Baronin hinten in der Küche geht, und bestellt sich Kaffee, dessen Preis zwanzig Pfennig möglichst nicht überschreiten darf. Im Café sitzt er bis zur Polizeistunde und versucht sich so zu benehmen, als wenn nichts geschehen wäre. Er hört den Weisen einer russischen Kapelle zu, summt ein Liedchen vor sich hin, ist zufrieden und genießt das kümmerliche Emigrantenglück, das ihm zugänglich ist. Er denkt an die alten Zeiten, träumt von der Zukunft und vergißt die Gegenwart. Er verlangt nicht viel vom Leben, denn die Jahre der Emigration sind für ihn ja nur die Übergangsperiode von der guten alten zur guten neuen Zeit. Die Jahre werden vergehen und vielleicht schon morgen nichts sein als eine komische Erinnerung an merkwürdige Situationen, über die man hoffentlich schon sehr bald selber von Herzen lachen wird.

Seit zehn Jahren wartet der Emigrant auf dieses „Mor-

gen". Er arbeitet, ist proletarisiert, schimpft und mißtraut, verübt oft unbemerkte kleine Heldentaten der Entsagung und Pflichterfüllung und glaubt felsenfest, daß einst der Tag kommt, wo alles Gegenwärtige verschwindet und die Emigration mit ungeminderter Kraft und Jugendfrische in das alte — unveränderte Rußland zurückkehren wird.



XX.

DER STAAT IM STAATE

Die Emigration ist ein geschlossenes Staatswesen. Die Hunderttausende von Emigranten, die in der Welt zerstreut leben, bilden jenseits aller territorialen Bindungen einen Staat.

Dieser Emigrantenstaat mit seiner ungeschriebenen Verfassung spottet aller üblichen juristischen Begriffe von einem Staatswesen. Im Konservationslexikon kann man nachlesen „der Staat ist die rechtliche Organisation einer Volksgemeinschaft auf einem räumlich abgegrenzten Gebiet unter einer höchsten herrschenden Gewalt.“ Die Emigration hat kein Territorium, keine höchste Gewalt, herrscht nicht, und lebt nicht unter einheitlichem Recht. Trotzdem ist sie ein Staat und besitzt gewisse diesbezügliche Merkmale. Jeder Emigrant hat einen Paß, einen sogenannten „Nansenpaß“, der vom Völkerbund ausgestellt ist. Dieser Paß vereint die Emigration äußerlich. Die Emigration hat eine Armee, die auf dem Balkan lebt und kampfbereit ist. Fast in jeder größeren Stadt Europas erscheinen Emigrantenzeitungen, also hat die Emigration auch eine Presse. Und auch Schulen und Universitäten sind vielfach vorhanden. In Deutschland, in der Tschechoslowakei, in Serbien, in Bulgarien, in Frankreich und in China sitzen Schullehrer und Universitätsprofessoren, die ihre Schüler und Studenten, als sei nichts geschehen, nach allen Regeln der alten russischen Pädagogik unterrichten.

Man kann also theoretisch gesprochen, in Europa geboren werden, Schule und Universität besuchen, bei der Armee dienen, Zeitungsredakteur oder Politiker werden, ohne die Reihen der Emigration je zu verlassen und ohne auch nur eine europäische Sprache zu verstehen.

Der Völkerbund und die Reste der alten russischen Botschaften erfüllen jetzt die Funktionen der Emigrantendiplomatie. So ist die Emigration in der Lage, trotz ihrer unendlichen Zersplitterung Verhandlungen mit den einzelnen Staaten zu führen und Verträge abzuschließen.

Die Emigration ist heute beinah ein besonderer Volksstamm, der in Europa, am Nordpol und in der Sahara dieselbe Emigrantensprache spricht (ein Gemisch, eine Art russisch-europäisch), dieselbe Denkweise besitzt und überall in die gleichen Parteien zersplittert ist. Das Bindeglied der Emigranten ist einzig und allein ein Negativum. Sie verneinen allesamt den Bolschewismus. In allem andern sind sie uneinig. Dieses Negativum war aber stark genug, um über ein Jahrzehnt lang eine Weltanschauung und ein Weltbild aufrecht zu erhalten, das nur den Angehörigen des „Emigrantenstaates“ zugänglich ist.

Für die Emigranten zerfällt die Welt in zwei scharf getrennte Teile: in die Wissenden und die Unwissenden. Die Wissenden sind all diejenigen, die die Flucht aus dem „bolschewistischen Irrenhaus“ mitgemacht haben. Sie gehören zur Kaste. Ihnen gegenüber ist in allen Lebensfragen die größte Rücksichtnahme geboten. Ein Emigrant kann sich manches leisten, in den Kreisen der Emigration wird man ihn nicht so leicht verdammen, man wird ihn vielmehr fast immer mit den gleichen Worten entschuldigen: „Was wollen Sie, er ist doch ein Emigrant!“

Der gegenwärtige Beruf und die Lebensumstände eines Emigranten spielen keine Rolle, entscheidend für seine Beurteilung ist die Stellung, die er im alten Rußland einnahm. Demgemäß kennt die Emigration im Exil keine Standesunterschiede. Chauffeure, Kellner, Filmschauspieler und Bankiers kommen, wenn sie im alten Rußland der gleichen Kaste angehörten, am Abend ungezwungen gesellschaftlich zusammen. Sie schütteln dann den Staub Europas ab und sind wieder Offiziere des X. Y. Regimentes, Petersburger Hausbesitzer oder Fabrikanten aus dem Süden. Sie sprechen miteinander eine viel gemeinsamere Sprache und fühlen sich untereinander viel wohler, als unter ihren Kollegen, mit denen sie seit vielen Jahren der gleiche Beruf verbindet.

Dem „Wissenden" gegenüber empfindet der Emigrant die größte Zuneigung und ist fest davon überzeugt, daß er, nach all den Experimenten, die die Bolschewiki mit ihm anstellten, bei allem, was er auch tun möge, sehr viel milder beurteilt werden müsse, als die gesamte übrige Menschheit.

Diesen Rest der Menschheit, der weder wissen noch verstehen kann, was der Bolschewismus in Wirklichkeit ist, verachtet der Emigrant unverhohlen. Mit dieser Menschheit kann er nur wenig gemein haben. Bücher, Artikel und Berichte über Rußland, die dieser Menschheitsrest hervorbringt, ekeln ihn an. Er ist müde, sich von den ahnungslosen Europäern erklären zu lassen, was der Bolschewismus eigentlich ist. Er ist wie ein Mensch, der einmal im Jenseits gewesen ist und nun den ungläubigen Sterblichen, die das nicht erfuhren, nicht beibringen kann, wie sehr das Jenseits anders ist, als man es sich im Diesseits vorstellt. — Traurig nickt der Emigrant mit dem Kopf, wenn er seiner Meinung nach kindliche Reden über Rußland anhören muß. Am liebsten möchte er aufspringen,

Bücher und Zeitungen zerreißen, dem selbstzufriedenen Europäer, der sie schrieb, den Schädel einschlagen und in eine Irrenanstalt flüchten, weil er die Welt, die mit dem Bolschewismus liebäugelt, nicht begreifen kann.

Die Menschheit besteht aber nicht nur aus Emigranten und Nichtemigranten. Es gibt auch, und das die schwere Menge, Bolschewiki. Nicht nur in Rußland, sondern auch in ganz Europa. Für den Emigranten gehören aber nur er selbst und allenfalls die Unwissenden zu der Kategorie des Homo sapiens, die Bolschewiken sind für ihn undefinierbare Lebewesen, die vernichtet und ausgerottet werden müssen. Wenn ein Emigrant hört, daß irgendein Bolschewik an Altersschwäche gestorben ist, so empfindet er es als persönliches Pech, weil dieser Mann durch einen vorzeitigen Tod dem Galgen entgangen ist.

In allem sind, in allem können die Emigranten vielleicht verschiedener Meinung sein, eins jedoch vereint sie für immer: Sie brauchen einander nicht zu erklären, was sie mit den Bolschewiki machen würden, wenn sie die Macht über sie hätten.

Ein normaler durchschnittlicher Emigrant beginnt an allen Gliedern zu zittern, wenn er einen Bolschewiken sieht, und der Schweiß perlt auf seiner Stirn, wenn er einer kommunistischen Rede zuhören muß. Der Haß gegen die rote Welt ist das Lebenselement des Emigranten, mit ihm steht und fällt er. Ein Haß aber, der so phantastische Formen annimmt, kann nicht durch private und wirtschaftliche Momente allein hervorgerufen worden sein. Es steckt in diesem Haß noch etwas anderes. Es ist ein instinktiver Haß der Jahrhunderte alten Kultur, die sich von einer das Alte zerstörenden neuartigen Welt bedroht fühlt. Das ist auch der Grund, weshalb kein Emigrant begreift, wie es Europäer geben kann, die nicht nur die eigene Klasse,

den eigenen Besitz, sondern auch die eigene Kultur, das eingeborene ureigene Weltbild verraten.

Der Staat der russischen Emigranten führt einen permanenten Krieg mit der U. d. S. S. R. Heute äußert sich dieser Krieg weniger in Schlachten oder terroristischen Gewaltakten (obwohl es auch an solchen nicht fehlt) als in den unendlichen Anstrengungen der Emigranten, einmal ihre eigene Art nicht zu vergessen, und sodann für Rußland und die übrige Welt einen Weg zur Beendigung der grausamen Groteske des Bolschewismus zu finden. Denn eins steht für den Emigranten unbedingt fest: an allem Unglück in der Welt sind die Bolschewiki schuld. Arbeitslosigkeit, Hunger, Krieg, ja sogar Erdbeben sind für den Emigranten nur Folgeerscheinungen der geheimen Wühlarbeit der Bolschewiki. Deshalb halten sie fest zueinander, veranstalten Versammlungen, drucken Zeitungen, organisieren Parteien, rufen Verbände ins Leben und machen sich selbst und andere ständig auf die Gefahren des Bolschewismus aufmerksam.

Fast jeder Emigrant ist demgemäß irgendwie organisiert. Das politische Leben der Emigranten vollzieht sich in Verbänden. Die Zahl dieser Verbände ist gewaltig. Generale, Hotelportiers, Adlige, Gutsbesitzer, Juden, Kirgisen, alle sind in besonderen Verbänden organisiert und bekämpfen privat und öffentlich den Bolschewismus. Jeden Abend finden in den Hauptstädten der Emigration Versammlungen statt. Sie dauern oft bis zum frühen Morgen. Aus den endlosen Reden, die dort gehalten werden, könnte mancher Europäer tatsächlich mehr über Rußland erfahren, als aus den alltäglichen Rußland-Berichten seiner Zeitung. Allerdings dringt der Europäer schwer zu diesen Gottesdiensten des Emigrantendaseins vor. Der Emigrantenstaat ist eine geschlossene Gesellschaft, die man sehr schwer verlassen kann, und in die man noch

schwerer Einlaß findet. Entweder gehört man dazu, schicksalshaft und von Haus aus, oder man hat dort nichts zu suchen. Sprache, Herkunft, Vergangenheit und Gesinnung trennen den russischen Emigranten von allen anderen Einwohnern unseres Planeten.

Das in sich geschlossene Leben der Emigranten vollzieht sich unter der Oberfläche der europäischen Öffentlichkeit. Für den Unbeteiligten existiert es gar nicht. Für die Beteiligten ist aber die Emigration eine Arche Noah, in der man das Sinken der Sintflut wohlgeborgen und in leidlicher Gesellschaft abwartet. Seit einem Jahrzehnt schwimmt diese Arche auf dem Weltmeer Europa. Kein Wunder also, wenn die Insassen einander ein wenig satt haben. Wenn ein ehemaliger Löwe mit einer ehemaligen Ratte seit Jahren das gleiche Emigrantenkaffee besucht, so kann es nicht anders enden, als daß die Ratte eines Tages den Löwen in die Schnauze beißt. Und da nun die Arche Noah der Emigration das wunderbarste Getier des alten Rußland beherbergt, und Füchse, Wölfe, Kaninchen und Ratten aufeinander angewiesen sind, so ist die Geschichte der Emigration voll von Skandalen aller Art. Wenn der Löwe plötzlich feststellt, daß die Ratte eine gewöhnliche Ratte ist, so ist diese beleidigt und flüstert der Schildkröte zu, der Löwe sei eigentlich ein Schieber. Ein Emigrantengericht (die Emigration hat ein eigenes, offizielles Schiedsgericht, an das sich ein jeder wenden kann) muß dann die sehr komplizierten Klatschgeschichten auseinander haspeln.

Eins darf man aber bei der Beurteilung der Emigration nicht vergessen: Ins Ausland ging die Elite der russischen Intelligenz, das eigentliche Gehirn des alten Rußland. Das, was in Rußland zurückblieb, war nur ein Rumpf. Manche Fehlgriffe der Sowjets wären wahrscheinlich nicht vorgekommen, wenn der Kopf nicht gewaltsam vom Rumpf getrennt worden wäre.

Der Kopf, das Gehirn Rußlands, seine besten Ärzte, Ingenieure und Gelehrten verkommen heute in der Emigration. Das zurückgelassene Land wälzt sich in Nöten, der besten russischen intellektuellen Kräfte beraubt. Zwischen dem Kopf und dem Rumpf haben die Bolschewiki die eiserne Wand der Tscheka errichtet. Die ausgewanderten Intellektuellen Rußlands lungern zu Hunderttausenden seit einem Jahrzehnt im Auslande herum. Ihre geistige und politische Bedeutung ist heute minimal. Man braucht aber kein fanatischer Antibolschewist zu sein, wenn man behauptet, daß diese Hunderttausende, die nunmehr meistens auch mit den europäischen Verhältnissen vertraut sind, für den Aufbau Rußlands von unerhörtem Wert sein könnten. Diese Bedeutung für das verlorene Vaterland behalten die Emigranten für jeden Fall, was man auch gegen sie zu sagen hat. Und hier liegt vermutlich für die Emigration auch eine gewisse Zukunftshoffnung. Eines Tages wird sich die russische Erde ihrer vielleicht doch wieder erinnern und sie rufen.

XXI.

EIN BOTSCHAFTER SPRINGT ÜBER DIE MAUER

Botschafter pflegen im allgemeinen nicht über Mauern zu klettern. Sie führen vielmehr diplomatische Verhandlungen und überlassen es Fassadenkletterern und Sportsleuten, Hindernisse zu nehmen. Ein Sowjetbotschafter ist kein Fassadenkletterer, also hat er einfach nicht über die Mauer zu springen. Dieses Axiom stimmt leider nicht. Es gibt Fälle, wo ein veritabler Botschafter dennoch über eine Mauer springt und damit einen der größten diplomatischen Skandale der Zeitgeschichte hervorruft.

Dies ereignete sich in Paris, im Jahre 1928, in der Rue Grenelle, wo sich das altertümliche Gebäude der russischen Botschaft befindet. Als erster Botschaftsrat der U. d. S. S. R. war damals der Bolschewik Bessedowsky in Paris tätig. Als Bessedowsky für diesen hohen Posten bestimmt wurde, konnte er bereits auf eine lange und einwandfreie diplomatische Laufbahn zurückblicken.

Diese Laufbahn begann, als man in den Anfängen der Revolution in der Ukraine feststellte, daß Bessedowsky, obwohl Kommunist und Revolutionär, fließend französisch sprach. Leute, die französisch sprachen, gehörten in den Reihen der Bolschewiki damals zu den Seltenheiten, und da man gerade im Begriff war, Beziehungen mit den Nachbarstaaten anzuknüpfen, beschloß man, die überraschenden Sprachkenntnisse des Genossen Bessedowsky auszunutzen. Man ernannte ihn

zuerst zum Geschäftsträger der Sowjetrepublik Ukraine in Wien und Warschau. Da er sich auf diesem Posten bewährte, wurde er in die Diplomatie der U. d. S. S. R. aufgenommen, war Legationsrat der Sowjetunion in Warschau und Tokio, sollte dann zum Vertreter in Südamerika ernannt werden und kam zuletzt als erster Botschaftsrat nach Paris.

In Paris führte Bessedowsky diplomatische Verhandlungen mit den verschiedensten Mächten und in den verschiedensten Angelegenheiten, leistete eine augenscheinlich nützliche Arbeit und erfreute sich der Gunst seiner Vorgesetzten. Eines Tages bemerkte aber der Genosse Bessedowsky, daß seine Ansichten über Weltrevolution und Parteiarbeit sich von denen seiner Vorgesetzten zu unterscheiden begannen. Als pflichtgetreuer Beamter und Revolutionär teilte er seine Skrupel den Vorgesetzten in Moskau mit. Diese Meldung hatte einen strengen Verweis zur Folge, den Befehl stramm zu stehen und das Maul zu halten.

Bessedowsky wollte weder das eine noch das andere, sprach über seine Zweifel mit Kollegen, kritisierte die Maßnahmen der Regierung und mußte endlich bemerken, daß diese Regierung, der er nicht vertrauen konnte, auch ihm kein Vertrauen mehr schenkte.

In den Räumen der Botschaft, bei Ausfahrten, Spaziergängen, diplomatischen Empfängen und bei der Arbeit wurde Bessedowsky, der hohe Sowjetdiplomat, von den Agenten der G. P. U. überwacht. Seine Schubladen wurden ausgeräumt und durchsucht, seine Post kontrolliert. In der Botschaft begann ein eigenartiges Spiel. Der erste Botschaftsrat kam stets mit einem Revolver in der Hand in sein Arbeitszimmer. Wenn er hinter der Tür oder im Korridor ein verdächtiges Geräuch hörte, sprang er auf, lief hinaus und schoß in die Luft. Bei der Arbeit fühlte er hinter seinem Rücken einen Schatten, der jede seiner Bewegun-

gen beobachtete. Dieser eigenartige diplomatische Zustand endete damit, daß man Bessedowsky den Vorschlag machte, einen Urlaub zu nehmen und diesen Urlaub in U. d. S. S. R. zu verbringen.

Bessedowsky lehnte dies ab, worauf das diplomatische Versteckspiel sich weiterentwickelte.

Unerwarteterweise mußte um dieselbe Zeit der Sowjetbotschafter Dowgalewsky für längere Zeit verreisen. Laut Gesetz und Brauch avancierte nun für die Dauer seiner Abwesenheit Bessedowsky automatisch vertretungsweise in das Amt seines Landsmannes, wurde also der sowjetrussische Geschäftsträger in Paris. Das diplomatische Corps und die Regierung wurden hiervon in Kenntnis gesetzt und Bessedowsky übernahm sein neues Amt.

Einige Tage darauf geschah aber Folgendes: Es war eine kalte, regnerische Nacht. Die Straßen waren dunkel. Plötzlich lief ein zerfetzter und zerkratzter Mann die Straße entlang und klopfte mit voller Kraft an die Tür des Polizeireviers. Die Tür wurde geöffnet, der Mann stürzte herein und rief in höchster Aufregung: „Hilfe, ich bin der diplomatische Vertreter Sowjetrußlands in Paris, die Bolschewiki wollen mich und meine Familie töten. Rettet uns!"

Zuerst hielt man den Mann für wahnsinnig, als er sich aber als Bessedowsky, stellvertretender Botschafter legitimierte, geriet die Polizei in die peinlichste Verlegenheit. Die Sowjetbotschaft ist exterritorial, sie ist gewissermaßen ein Stück Sowjetland. Die Polizei des Landes hat keinen Zutritt zu ihr. Dort waltet allein der Wille des Botschafters oder seines offiziellen Vertreters. Daß ein Botschafter die Hilfe der einheimischen Polizei beanspruchte, war in der Geschichte der Diplomatie noch nicht vorgekommen. Um über diese Frage Aufklärung zu erhalten, rief die Polizei mitten in der Nacht beim Auswärtigen Amt an und erhielt

die Antwort, daß der Botschafter selbst natürlich jederzeit die Exterritorialität aufheben könne.

Daraufhin begab sich die Polizei sofort in Begleitung Bessedowskys in die Botschaft und holte seine Familie und seine Sachen heraus. Bessedowsky zog nunmehr in ein Pariser Hotel.

Eine Schar von Journalisten belagerte am nächsten Tag das Hotel, um von dem geflohenen Botschafter die Einzelheiten seiner nächtlichen Flucht zu erfahren. Diese Einzelheiten hatten sich wie folgt abgespielt:

Am Tage vor der Flucht kam aus Moskau ein Sondergesandter der G. P. U., Genosse Roisenmann, in die Botschaft. Genosse Roisenmann befahl Bessedowsky, sofort in seiner Begleitung nach Moskau zu fahren, um dort vor dem politischen Büro Rechenschaft für seine Taten abzulegen. Bessedowsky weigerte sich, worauf Roisenmann, der offiziell den Posten eines Kuriers bekleidete, den stellvertretenden Botschafter verhaftete, alle Ein- und Ausgänge versperrte und sanft zum Ausdruck brachte, daß er den Genossen, wenn nicht lebend, so doch tot nach Moskau bringen würde.

In der Nacht schlich sich Bessedowsky aus der Botschaft in den Garten, schaute sich die großen Kisten an, von denen eine vielleicht bald seine Leiche als Diplomatengepäck aufnehmen sollte, erkletterte trotz seiner Botschafterwürde die hohe Mauer, die den Garten umgab, und sprang auf die Straße herab. Da er auch nach dieser Tat noch nicht aufhörte, stellvertretender Botschafter der U. d. S. S. R. zu sein, war er in der einzigartigen Lage, mit Hilfe fremder Polizei in seine eigene Botschaft einzudringen, um seine Familie zu retten.

Bessedowsky teilte den Pariser Journalisten den Vorgang mit, und diese gaben ihn an ihre Leser weiter. Man lachte über den kühnen Sprung und über die Botschaft, in der ein Kurier den Botschafter verhaften

kann. Die Sowjetregierung fühlte sich blamiert und machtlos. Um irgendwie ein Gleichgewicht herzustellen, begann daraufhin in Moskau ein Riesenprozeß gegen Bessedowsky. Man beschuldigte ihn, silberne Löffel und Golddollars gestohlen zu haben und verurteilte ihn in Abwesenheit feierlich zum Tode.

Bessedowsky seinerseits wollte der Sowjetregierung nichts schuldig bleiben und veröffentlichte dickbändige Memoiren mit einzigartigen Schilderungen der Sowjetdiplomatie.

Heute ist Bessedowsky ein prominenter antibolschewistischer Emigrant, Gründer einer Partei und Herausgeber einer antibolschewistischen Kampfzeitschrift. [illegible] Sowjetrußland ist aber um ein Gesetz reicher geworden durch die berühmte Lex Bessedowsky, wonach jeder Sowjetbeamte, der sich weigert freiwillig nach Rußland zurückzukehren, automatisch zum Tode verurteilt wird.

Mit Bessedowsky beginnt ein neues Kapitel in der Geschichte der russischen Emigration. Sie hört auf, nur aus Vertretern des vorrevolutionären Rußlands zu bestehen. Das Beispiel Bessedowskys begeisterte viele. Wenn selbst ein Botschafter über die Mauer ging, so brauchte sich ein einfacher Beamter erst recht nicht zurückzuhalten. Viele Sowjetdiplomaten, Mitglieder der Handelsvertretungen im Auslande und andere Beamte verließen in der nächsten Zeit ihre Posten und wanderten in die Welt der Emigration. Alte Kommunisten, Sowjetoffiziere und Beamte, Diplomaten, ja sogar ehemalige Tschekisten wiederholten, jeder in seiner Art, den berühmten Sprung über die Mauer. Sie stürmten bald die Redaktionen, belagerten die Kaffeehäuser der Emigranten und fragten, wo sich eigentlich die geheimen Residenzen des Kapitalismus befänden, die, wie sie gehört hatten, jeden Emigranten mit Gold überschütteten. Da die Emigranten die

Adresse jener kapitalistischen Geheimmächte nicht mitzuteilen vermochten, so ergaben sich zwischen den beiden Arten von Emigranten bald Reibereien, die sich wenig von den Differenzen innerhalb der Sowjetdiplomatie unterschieden. Bald mußte die Emigration, um sich selber auszukennen, eine strenge Scheidung vornehmen.

Heute gibt es im Ausland drei Arten von russischen Emigrationen. Die erste Emigration besteht aus Sozialisten aller Art, aus jenen nämlich, die schon unter dem Zaren fliehen mußten, nach der Februarrevolution zurückkehrten und dann, nach dem Oktoberumsturz vertrieben, wieder ins Ausland in die Kaffeehäuser von Paris heimkehrten.

Die zweite Emigration ist die Auswanderung des eigentlichen weißen Rußland. Sie besteht aus den Resten der Armee und den Hunderttausenden von Bürgern, die der auswandernden Armee folgten.

Die dritte Emigration besteht aus Sowjetbeamten, die nach langjähriger Zusammenarbeit mit den Bolschewiki ihren Dienst aufgaben und im Ausland verblieben.

Alle drei Emigrationen leben streng gesondert und hassen einander tief. Die erste Emigration beschuldigt die zweite, daß sie die Revolution verraten habe. Die zweite Emigration beschuldigt die erste, weil sie die Revolution heraufbeschworen hat, und die dritte Emigration verachtet die ersten beiden, weil diese 1. den Kontakt mit dem lebenden Rußland verloren haben, 2. im Ausland lebten, während sie in Rußland hungerte, und 3. die Adressen der kapitalistischen Geheimmächte nicht mitteilen wollen.

Die dritte Emigration, also die eigentliche Sowjetemigration, ist zahlenmäßig nicht allzu groß. Es sind höchstens einige tausend Sowjetrussen, die im Ausland Zuflucht fanden. Im Gegensatz zu der zweiten

Emigration sind es aber nicht zu Tode erschrockene Bürger, die im Sowjetstaat nur ein riesiges Tollhaus sehen, sondern erfahrene mit allen bolschewistischen Wassern gewaschene Politiker, die mit dem heutigen Rußland eine gemeinsame Sprache sprechen und auch im Ausland ihren aktiven Kampf für ihre Ideen nicht aufgeben.

In Berlin und Paris ist diese dritte Emigration zum Teil unter Führung Bessedowskys in Verbänden organisiert. Alte Freundschaften und gemeinsame revolutionäre Erfahrungen verbinden sie aber mit den Leitern des heutigen Sowjetstaates.

In der Tscheka, im Politischen Büro, in der Armee sitzen Leute, mit denen die dritte Emigration Schulter an Schulter im Bürgerkrieg gegen die heutige zweite Emigration kämpfte, mit denen zusammen sie den Hunger überwand und das sozialistische Vaterland aufbaute. Jetzt sind sie durch eine dicke Mauer voneinander getrennt. Über diese Mauern hinweg gelangen aber geheime Sendungen und Briefe. Die Verbindung mit Sowjetrußland wird aufrecht erhalten. Oft dringt der Ruf der „Nevroswraschtschenez“ (Sowjetemigranten) bis in die entferntesten Winkel der Partei. Deshalb bekämpft auch die Regierung diese dritte Emigration schärfer und eifriger als die beiden anderen Emigrationen.

Einem Abschnitt aus diesem Kampf soll das nächste Kapitel gewidmet werden.

XXII.

DIE ABENTEUER DES ARMENIERS AGABEKOFF

Es gibt heute in der internationalen Welt der Spionage und der Verschwörungen wenige Menschen, die ähnliche Abenteuer erlebt und ähnliche Meisterstücke vollbracht haben, wie der Armenier Agabekoff. Die Presse der ganzen Welt füllte seinerzeit ihre Spalten mit den Berichten über merkwürdige Affären, in deren Mittelpunkt immer die geheimnisvolle Gestalt eines großen, sowjetrussischen Spitzels stand. Niemand wußte, wer dieser Spitzel war. Um seine unbekannte Persönlichkeit woben sich unzählige reich ausgeschmückte Legenden.

Man erzählte, der Geheimnisvolle sei ein zaristischer General, Armenier von Geburt, der nach der Revolution in Sowjetdienste trat und sich aus innerer Neigung der Spionage widmete. Man erzählte weiter, daß er das Vertrauen der Sowjets damit erkaufte, daß er seine Verlobte, eine russische Aristokratin, der Tscheka auslieferte. Schließlich bezeichnete man ihn, da man nichts von ihm wußte und weil sein Spezialgebiet der Orient war, als den „sowjetrussischen Oberst Lawrence“.

Die Wahrheit über diesen geheimnisvollen Mann sah etwas anders aus, als sie die findigen europäischen Journalisten darzustellen suchten. Dieser Mann hieß in Wirklichkeit Arutjunoff und führte als Bolschewik den Namen Agabekoff. Im Auslande jedoch und in der Arbeit bediente er sich so vieler Namen, daß er

sie selbst später nur noch mit Mühe auseinanderhalten konnte. Er war zwar Armenier, ist aber nie General oder Beamter des zaristischen Rußland gewesen.

Zu Beginn der Revolution trat er als ganz junger Mann in die kommunistische Partei ein und wurde von der Partei eines Tages in die Tschekadienste genommen. Der Parteiführer, der die Begabung Agabekoffs für Geheimaffären bemerkte, hatte sich nicht geirrt. Der junge Armenier machte eine schnelle und glänzende Karriere. Zu Beginn dieser Karriere hat er tatsächlich seine Verlobte, eine junge Russin, die antikommunistisch war, der Tscheka ausgeliefert und an die Wand des Todeskellers gestellt. Das brachte ihm für immer das unbegrenzte Vertrauen der Tscheka ein.

Nach etlichen Heldentaten in der Provinz kam er nach Moskau in die Hochschule der G. P. U. Dort wurde er als Armenier der orientalischen Fakultät unterstellt und machte den ganzen Kursus der Tschekaweisheit durch. Er lernte die Sprachen des Orients, die Technik der Spionage und die zahllosen Kunstgriffe der Tscheka als Hilfsmittel für jedwede Situation, die sich bei der Arbeit ergeben konnte.

Als gelernter Doktor der Spionage erhielt er seinen ersten Auslandsposten und zwar als Vertreter der G. P. U. in Buchara. Dort vollbrachte er ein Meisterstück von historischer Bedeutung. Er spürte den Zufluchtsort des großen Nationalhelden des Orients, Enver Pascha, in der Wüste auf und disponierte so geschickt, daß Enver Pascha dort seinen Tod fand. Da auch Enver Pascha selbst als einer der schlauesten Verschwörer der Neuzeit gilt, mußte ihm diese Tat als ein großer Erfolg angerechnet werden.

Die Erledigung Envers war der Anfang der Karriere Agabekoffs. Es folgten zahllose Meisterstücke, die das Herz der Moskauer Behörden erfreuten. In den Wü-

sten und Steppen des Orients, in den Ruinen der zerfallenen Städte, am Hofe der einheimischen Herrscher und in den Botschaften fremder Mächte, überall, wo der Schatten des geheimnisvollen Armeniers auftauchte, gab es Verschwörungen, Überfälle und blutige Aufstände aller Art. Diplomatenakten gingen verloren, Geheimschränke der Generalstäbe wurden ausgeräumt, Pläne und Karten von Festungen kopiert, Sowjetgegner verschwanden, von geheimnisvoller Hand hinweggeräumt. Jedesmal wurden dann interessante Berichte nach Moskau gesandt.

Die Leitung der Tscheka konnte mit ihrem Vertreter im Orient zufrieden sein. Eine Beförderung nach der anderen, eine Belohnung nach der anderen waren der Erfolg der Arbeit Agabekoffs. Zuletzt wurde er auf den verantwortungsvollsten Orientposten versetzt, den die Tscheka zu vergeben hatte, er wurde als Leiter der Tscheka im ganzen Orient zum bevollmächtigten Vertreter mit dem Sitz in Konstantinopel ernannt.

In Konstantinopel passierte nun diesem altbewährten Spitzel etwas höchst Merkwürdiges. Er selbst erzählt, daß er um jene Zeit das Tempo der Bauernkollektivisierung anzuzweifeln und zu seinem eigenen größten Entsetzen bei der Tscheka den revolutionären Geist zu vermissen begann. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß Skrupel dieser Art allein einen Mann vom Schlage Agabekoffs beeinflussen konnten.

Das Merkwürdige bestand vielmehr darin, daß sich der ausgekochteste Spitzel des Orients in eine sechzehnjährige Engländerin sterblich verliebte. Als er sie in Begleitung ihrer Gouvernante auf der Terrasse eines Konstantinopler Cafés erblickte, traf ihn der Blitzschlag der Liebe. In einer Sekunde war es für ihn aus mit der Karriere des großen Spitzels, mit der Bolschewisierung des Orients und mit den unzähligen, phantastischen Abenteuern.

Alles können die Sowjets voraussehen. Tausendfach können sie einen Mann erproben, gegen die Unschuldsblicke einer sechzehnjährigen Engländerin erwies sich jedoch die gesamte Sowjetunion machtlos. Agabekoff begann krampfhaft nachzudenken und stellte dann fest, daß er von Konstantinopel aus die Kollektivisierung der Bauern an der Wolga nicht würde gelassen mit ansehen können. Als er sich das zur Genüge klar gemacht hatte, suchte er die Bekanntschaft des jungen Mädchens. Und es gelang ihm, der orientalische Städte, Wüsten und Steppen rot entfesselt hatte, auch die zarte englische Unschuld zu entflammen. Eine normale Dienstentlassung seitens der Sowjets kam für einen Agabekoff nicht in Frage, also packte er seine Koffer und verließ gemeinsam mit der jungen Engländerin das Goldene Horn. Er ließ am Orte seiner Wandlung zurück das durch sein Verschwinden lahmgelegte Spionagenetz der Sowjets und eine verzweifelte Gouvernante.

So begann der Weg Agabekoffs in die Emigration. In Paris angelangt, sah er sich von haßerfüllten Emigranten, neugierigen Journalisten und mißtrauischen Polizisten umgeben. Da er, wie gesagt, nichts auf dem Kerbholz hatte, sondern nur die Form der Bauernkollektivisierung ablehnte, hatte er nichts zu fürchten und niemanden zu schonen. Er packte also aus und versetzte den Sowjets einen furchtbaren Schlag: Er nannte die Namen und Adressen sämtlicher Sowjetagenten des Orients und gab Aufklärungen über die orientalischen Pläne der Sowjetpolitik. Damit vernichtete er ein in langen Jahren mühsam aufgebautes Gebäude, um dessen Errichtung er selbst sich nicht ganz unwesentliche Verdienste erworben hatte.

In seinem Pariser Asyl, ausgerüstet mit den Erfahrungen einer langjährigen Spionagearbeit, konnte sich Agabekoff vor der Rache der Sowjets ziemlich sicher

fühlen. Er vergaß dabei nur, daß die Rache der Sowjets nicht das einzige war, was er zu befürchten hatte. Es gab im Hintergrund noch eine rasende englische Gouvernante und die tobenden Eltern des Mädchens. Der Rache der Sowjets konnte er sich bis auf weiteres entziehen, nicht aber der Rache der Engländer. Während seiner rosigsten Pariser Flitterwochen erhielt Agabekoff den Besuch eines finsteren Polizisten, der ihm mitteilte, daß er wegen Entführung einer Minderjährigen aus dem sittsamen Paris ausgewiesen werden würde. Agabekoff, der selbst der Sowjetregierung ein Schnippchen geschlagen hatte, mußte hier klein beigeben. Er fuhr nach Belgien, nahm aber die kleine Engländerin, um derentwillen ja alles geschah, mit. Es verging einige Zeit. Schließlich blieb den grollenden Eltern nichts anderes übrig, als in die Ehe ihrer Tochter mit dem „bolschewistischen Banditen" einzuwilligen.

Agabekoff wurde allmählich zu einem echten Emigranten. Er schrieb Bücher gegen die Sowjets, hatte manchen Krach mit seinesgleichen, lebte in Belgien und wurde von der „zweiten" Emigration wegen seiner spezifisch tschekistischen Vergangenheit noch glühender gehaßt als alle anderen Sowjetbeamten.

Die Sowjets, für die die Enthüllungen Agabekoffs reichlich unangenehm sein mußten, ließen nichts von sich hören und Agabekoff nahm bereits an, daß seine früheren Genossen auf jegliche Rache verzichtet hätten. Er hatte sich geirrt. In aller Stille bereiteten die Sowjets ihren Gegenschlag vor, und nur mit Hilfe seiner reichen Erfahrungen als Meisterspitzel vermochte Agabekoff den Hals aus der Schlinge zu ziehen.

Eines Tages wurde Agabekoff von einem vornehmen, in Paris ansässigen Engländer besucht. Der Engländer teilte ihm mit, daß er im Auftrage eines russischen Emigranten auftrete und in einer höchst komplizier-

ten Angelegenheit die Hilfe Agabekoffs benötige. Es handele sich um den Georgier Filia, der in Paris ansässig war. Seine Frau lebte in größter Not in Sowjetrußland, in Odessa, während der Mann in Paris hungerte. In der Schweiz lagen jedoch auf den Namen der Frau aus Vorkriegszeiten her hundert Millionen Franken deponiert. Dem Mann wurden sie nicht ausgehändigt, und die Frau wurde von der Sowjetregierung nicht herausgelassen. Agabekoff sollte die Frau aus Rußland entführen helfen, wofür ihm ein reichlicher Lohn versprochen wurde.

Agabekoff war viel zu gerieben, um an die hundert Millionen der armen Frau zu glauben. Seiner Erfahrung nach war aber einer Gefahr, auf die man gefaßt ist, leichter zu begegnen, als einer Gefahr, die aus unbekannter Richtung her droht. Er willigte also ein und begab sich nach Rumänien, von wo aus das Unternehmen ausgeführt werden sollte. Die nun folgenden Tage und Wochen in Rumänien sind, obwohl sich später die Polizei der ganzen Welt damit beschäftigte, reichlich in Dunkel gehüllt. Hübsche Frauen, einige verdächtige Balkanesen, ein griechischer Dampfer, ein Engländer und ein Franzose sind in die Sache verwickelt.

Das Abenteuer spielte sich in Konstanza ab. Ein griechischer Dampfer sollte Agabekoff und die Leute, die ihm behilflich sein wollten, nach Odessa mitnehmen. Ohne große Mühe konnte Agabekoff erkennen, daß der Dampfer der G. P. U. gehörte. Er begann absichtlich mit der Abreise zu zögern, erfand immer neue Schwierigkeiten, bis seine Begleiter nach Stambul ein Telegramm schickten, in dem es kurz und bündig hieß: „Da der Ochse nicht transportfähig, werden wir ihn hier schlachten." Agabekoff wurde aber nicht geschlachtet, weil er kein Ochse war. Er fing das Telegramm ab, benachrichtigte die Polizei und wartete ab,

was jetzt kommen wollte. Die Ereignisse überstürzten sich. Im Hafen von Konstanza wurde Agabekoff von den Matrosen des G. P. U.-Dampfers überfallen und gefesselt. Die Polizei, die jeden seiner Schritte überwachte, konnte ihn nur mit Mühe und Not im letzten Augenblick retten. Darauf kehrte Agabekoff in sein Hotel zurück und ließ sich auf den Schreck Kaffee kommen. Kaum war der Kaffee serviert, als sich aus der Portiere eine Hand mit einem Revolver erhob. Auch diese Hand wurde von der Polizei gepackt. Als darauf Agabekoff, um sich nach so vielen Aufregungen zu zerstreuen, einen Spaziergang durch die nächtlichen Straßen unternahm, stürzten sich hinter der ersten Straßenkreuzung drei Menschen mit gezückten Dolchen auf ihn. Nachdem auch diese drei von der Polizei überwältigt worden waren, schien die letzte Reserve der G. P. U. verbraucht zu sein.

Agabekoff konnte sich jetzt in aller Ruhe ins Hotel begeben und die alarmierten Reporter empfangen. Die Berichte, die auf diesen Vorfall hin in der ganzen Welt verbreitet wurden, ließen nichts an krimineller Spannung zu wünschen übrig. Konstanza wurde in diesen Berichten zu einem Mittelpunkt der G. P. U.-Arbeit. Agabekoff arrivierte von neuem zu einem alten, ehrwürdigen, zaristischen General, und in Paris meldete sich ein ahnungsloser georgischer Emigrant namens Filia, der besorgt fragte, was jetzt mit seiner Frau in Odessa geschehen werde. Die Frau mit den Schweizer Millionen existierte demnach überraschenderweise in Wirklichkeit, und der Emigrant hatte tatsächlich in bester Absicht einige G. P. U.-Agenten beauftragt, die Frau aus Rußland herauszubringen. Es war nur ein genialer Einfall der Agenten gewesen, gleichzeitig mit den Schweizer Millionen auch den Verräter Agabekoff schnappen zu wollen.

Agabekoff kehrte nach vollbrachten Heldentaten zu seiner Engländerin zurück. Wieder prangte sein Name auf den ersten Seiten der europäischen Blätter. Aber Agabekoff ist nicht ruhmsüchtig. Er sehnt sich nicht nach öffentlicher Anerkennung. Ihm genügt das Bewußtsein, daß er heute in Europa der Mann ist, der gegen die G. P. U. die sicherste Klinge führt.

Wenn irgendwo von irgendeiner Polizei ein verdächtiges Individuum verhaftet wird, erscheint als Expert in G. P. U.-Sachen Abgabekoff auf der Bildfläche. Der Verhaftete wird ihm vorgeführt, Agabekoff spricht mit ihm ein paar Worte und teilt dann der Polizei mit, welche Stelle der Verhaftete in der G. P. U. bekleidet, wie sein richtiger Name lautet, und mit der Erfüllung welcher Aufgaben er zur Zeit speziell beauftragt ist. Sein Urteil ist schnell und fehlerfrei, und er ist auf dem besten Wege, aus dem Meister der G. P. U.-Arbeit zu einem Meister der antibolschewistischen Arbeit der Emigration zu werden. Agabekoff ist nicht der einzige Agent der G. P. U., der heute zu einem friedlichen Europäer geworden ist. Um ihn gruppiert sich eine Schar alter Kameraden und Mitarbeiter, die jetzt die Sowjets mit all dem Raffinement bekämpfen, das ihnen einst auf der Hochschule der G. P. U. in Moskau beigebracht wurde. Auch die Tscheka vergißt ihre alten Mitarbeiter nicht. Sie bekämpft und verfolgt sie, wo sie nur kann. Unter der äußerlich ruhigen Oberfläche des europäischen Lebens spielt sich ein unsichtbarer brutaler Kampf ab. Dieser Kampf fordert seine Opfer. Alle Listen und Erfahrungen einer langjährigen Verschwörerpraxis werden hier angewendet. Die Tscheka bekämpft ihre abtrünnigen Söhne so gut sie kann. Aber Agabekoff kann es eben noch besser.

XXIII.

DIE FLUCHT DER DEUTSCHEN

Vor etwa hundert Jahren beschlossen unternehmungslustige Schwaben aus Württemberg, ihre Heimat zu verlassen, um noch vor Ausbruch des Jüngsten Gerichts das heilige Land und Jerusalem, den Nabel der Welt, zu erblicken. Nach der Bibelauslegung der frommen Bauern war das Jüngste Gericht nahe herbeigekommen. In Scharen strömten gläubige Bauern zusammen, um unter Führung ihrer Prophetin Barbara Spann den Weg in das gelobte Land einzuschlagen.

Bald verließen sie mit Frauen und Kindern, Fuhrwerk und Hausrat ihre Heimat. Auf ihrer langen Reise führte sie ihr Weg durch die menschenleeren russischen Steppen, bis sich eines Tages vor ihren Augen die fern aufblauenden Gebirgsmauern des Kaukasus zeigten. Das Land des Kaukasus gefiel den Bauern, das Jüngste Gericht schien vertagt zu sein. Nur ein geringer Teil der Schwaben setzte den beschwerlichen Weg fort. Die übrigen ließen sich im Kaukasus nieder. Dort in der Umgebung der halbwilden Kabardiner, Tscherkessen und Lesgier gründeten sie ihre Dörfer Helenendorf, Marienfelde, Rosenstein und viele andere.

Seitdem sind hundert Jahre vergangen. Krieg, Raubüberfälle, ein dauernder Kampf gegen Menschen und Naturgewalten füllen diese Zeitspanne aus. Die Deutschen hatten festen Fuß im Kaukasus gefaßt und trotzten allen Gefahren. Bei Beginn des Weltkrieges wohn-

ten etwa 25 000 in den kaukasischen Niederlassungen. Die schwäbischen Dörfer blühten und gediehen in der gefährlichen Nachbarschaft wilder Völker und elementarer Natur.

Barbara Spann war nicht die einzige Prophetin, die Bauern nach Rußland geführt hat. Seit Jahrhunderten ziehen deutsche Bauern, namentlich aus Schwaben, nach Rußland. Sie bevölkerten seit Generationen ganze Gebiete, gründeten ihre Dörfer und gewannen auf dem fruchtbaren russischen Boden Wohlstand und Glück. In Sibirien, an der Wolga und im Kaukasus ging die Zahl der deutschen Bauern in die Hunderttausende. Die Schwabendörfer gehörten zu den reichsten Dörfern Rußlands. Mehrstöckige Häuser erhoben sich an der Straße. Schmucke Kirchen, aus roten Ziegelsteinen erbaut, bildeten den Mittelpunkt der Niederlassung. Deutsche Lehrer leiteten die deutschen Schulen, und deutsche Pastoren sorgten für Achtung vor dem Worte Gottes. Wenn man diese Dörfer besuchte, vergaß man, daß man sich in Rußland befand und glaubte in Deutschland zu weilen.

Trotz der hundertjährigen Nachbarschaft mit den verschiedensten Völkern Rußlands haben die Deutschen nichts, aber auch gar nichts von ihnen übernommen. Sie sind das geblieben, was sie waren: biedere Schwaben, die ihren Acker bestellten, ihr Vieh züchteten und ihren Wein bauten. Selbst die Sprachen der Nachbarvölker erlernten sie nur selten, untereinander bedienten sie sich stets der heimischen Mundart. Auch dem Hochdeutsch standen sie stets etwas fremd gegenüber. Die ersten deutschen Lehrer, die sie sich kommen ließen, verspotteten sie zuerst wegen ihrer Sprache.

Bei ihrer fleißigen und genügsamen Lebensart gelangten die Schwaben bald zu bedeutendem Reichtum. Ihre Villen waren keine Bauernhäuser mehr, sondern richtige, nach Rußland verschlagene deutsche Stadt-

Villen, die auch innen vollkommen europäisch ausgestattet wurden.

Selbst in ihren Trachten unterschieden sich die deutschen Kolonisten wesentlich von den übrigen Russen. In manchen Gegenden, z. B. in Kabarda, trugen sie bis zuletzt altertümliche deutsche Bauernkleidung und ließen sich nicht für die russische Tracht gewinnen. Jahrzehnte hindurch hatten die Deutschen in Russisch-Asien um ihr Land zu kämpfen. Die wilden Nomaden des Kaukasus unternahmen regelrechte Feldzüge gegen die deutschen Kolonien, doch verstanden es die Deutschen, sich gut zur Wehr zu setzen und sich zu behaupten. In den nordkaukasischen Siedlungen lebten sie in früheren Zeiten wie Belagerte. Ihre Gehöfte waren mit Palisadenzäunen gesichert. Ein wohl angelegtes System von Fallen und Wolfsgruben schützte sie vor nächtlichen Dieben.

Der Verkehr zwischen diesen Deutschen und der russischen Regierung war immer der denkbar angenehmste. Er bestand darin, daß die Deutschen pünktlich ihre Steuern zahlten und sich um keinerlei Politik kümmerten. Die Regierung ließ sie dafür in Ruhe. Auch der Bürgerkrieg änderte zunächst nichts an dem Verhalten der deutschen Kolonisten. Weder die Roten noch die Weißen konnten ihr Herz gewinnen. Sie zahlten wie bisher an die jeweilige Regierung die fälligen Steuern weiter und schickten, wenn eine Gruppe der kämpfenden Parteien in zu bedrohlicher Nähe an ihren Dörfern vorbeizog, die Jugend mit Waffen versehen an die Grenze ihrer Felder. Aus dem Bürgerkrieg gingen die Deutschen verhältnismäßig heil hervor. Sie schlossen sich nicht dem weißen Rußland an, zogen nicht in die Emigration, zahlten Steuern und hofften, auch die neue Regierung würde sie ungeschoren lassen.

Sie irrten sich. Die Regierung der U. d. S. S. R. beschloß, ihre Völker glücklich zu machen. Das konnte nicht ohne wesentliche Erschütterungen vor sich gehen. Zunächst wurde den Deutschen Autonomie gewährt. An der Wolga wurde die deutsche Sowjetrepublik gegründet. Deutsche Propagandablätter wurden gedruckt. Die Dorfschulzen erhielten den Titel: Volkskommissare. An dem Leben der deutschen Kolonien wurde damit zunächst nichts geändert.

Die große Veränderung kam erst im Jahre 1929, als die Sowjetregierung die Parole der Kollektivisierung der Bauern ausgab. Alles konnten die Deutschen ertragen, als aber ihre Kirchen geschlossen, ihr Land beschlagnahmt, ihr Vieh in die Kolchosen entführt wurde, war es zu Ende mit der angestammten Geduld der Schwaben.

Einst waren sie in dieses Land gekommen, um Frieden zu finden und Wohlstand zu erwerben. Sie hatten das Land reich gemacht, lebten bescheiden dahin und ahnten in ihrer Friedfertigkeit nichts Böses. Nun, nachdem Bürgerkrieg und Revolution vorbei waren, sollten auch sie plötzlich die Schrecken des russischen Agrarexperimentes zu spüren bekommen. Dieses Experiment vermochten sie nicht zu ertragen.

Als ihnen Vieh und Land genommen, erhoben sich die Bauern an der Wolga, in Sibirien, in allen Dörfern und Kolonien. Sie erhoben sich nicht zum Kriege gegen ihre Wahlheimat, nicht, um mit der Waffe in der Hand ihr Hab und Gut zu verteidigen. Sie wollten einfach das Land, das sie vor Jahrhunderten arm betreten hatten, ebenso arm wieder verlassen.

Wieder zogen sie, wie zu den Zeiten Barbara Spanns, durch die Schneewüsten Sibiriens und die Steppen Zentralrußlands. Sie wünschten von der Regierung die Erlaubnis zur Auswanderung zu erlangen. Vierzigtausend zerlumpte, hungrige, kranke deutsche Bauern

standen eines Tages vor den Toren Moskaus. Sie klagten nicht um das Land, das sie verlassen hatten, sie wollten nichts als freien Weg über die Grenze nach Deutschland. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen. Unter der Anteilnahme der Weltöffentlichkeit entschlossen sich die Sowjets endlich, die Bauern zu entlassen. Über Polen gelangten die Bauern nach Deutschland, in die Heimat ihrer Väter zurück. Sie wurden in Kiel in Baracken untergebracht. Staatsrechtlich waren diese Bauern Russen und gehörten zur Emigration. Ohne Geld, ohne Eigentum saßen diese einst reichen Grundbesitzer in den Kieler Baracken. Sie verloren nicht viele Worte über ihren traurigen Zustand. Im Gegenteil, sie betonten, daß sie als echte Bauern glücklich seien, aus der Bauern- und Arbeiterrepublik entkommen zu sein.

Sie wurden dann mit Hilfe der deutschen Regierung nach Kanada gebracht, wo sie, wie vor Jahrhunderten in Rußland, auf kanadischem Boden sich eine neue Existenz aufbauen sollten.

Diese Bauern gehören natürlich nicht zum weißen Rußland. Nur das gemeinsame Vaterland verbindet sie mit den russischen Emigranten. Man weiß, wie zäh der Bauer an seiner Scholle hängt und was dazu gehört ihn zu veranlassen, freiwillig von Haus und Hof zu gehen, um auf fremdem Boden ein neues Leben zu beginnen. Wenn nicht einmal der Bauer in Rußland bleiben konnte, dann ist die Flucht der Intelligenz um so leichter zu verstehen.

Mit der Abwanderung der vierzigtausend Bauern war das tragische Schicksal der deutschen Kolonisten nicht abgeschlossen. Nicht alle Bauern konnten mit dem ersten großen Zug das Land verlassen. Den Zurückgebliebenen schloß sich die Grenze. Seitdem fliehen die Bauern in kleinen Gruppen aus den menschenleer werdenden Dörfern heimlich zu den Grenzen des

Sowjetlandes. Nur wenigen gelingt die Flucht ins Ausland. Die Hauptmasse der Flüchtlinge geht nach dem Osten, nach der chinesisch-russischen Grenze. Völlig erschöpft und elend gelangen diese Bauern bis zur Grenzstadt Charbin. Dort nehmen sich Hilfsorganisationen, die in China von den dort ansässigen Deutschen gegründet wurden, ihrer an. Die Chinesen behandeln diese deutschen Bauern wie russische Flüchtlinge. Ausweisungen nach Sowjetrußland oder chinesische Gefängnisse drohen jedem, der nicht in der Lage ist, die chinesischen Beamten zu bestechen. Krankheit und Hunger erwarten aber jeden, der sein letztes den Chinesen hingibt. Nur mit großer Mühe gelang es dem Deutschen Reich und dem Völkerbund, für diese Flüchtlinge ein neues, dauerndes Asyl zu finden. Sie werden heute nach und nach in Paraguay angesiedelt, wo ihnen Land und Arbeitsmöglichkeiten zugesagt wurden.

Die Zahl dieser aus Rußland fliehenden Deutschen nimmt täglich zu. Die Städte der Mandschurei beherbergen heute schon Tausende von Flüchtlingen, die zur Zeit den chinesischen Wirren ausgeliefert sind. Die menschenleer gewordenen Dörfer zerfallen, die Felder verkommen, verwildern und die Früchte der gesamten jahrhundertealten Kulturarbeit der Deutschen drohen vom russischen Boden endgültig zu verschwinden.

XXIV.

DIE POLIZEISCHULE

In Paris, im Stadtteil Passy und weiter in der Stadtmitte, an der Ecole Militaire, an der Tour Mobour und Motte Piquet liegt das Hauptquartier des Emigrantenreiches. Die kleinen Hotels am Boulevard Tour Mobour und die vornehmen Wohnungen in Passy sind seit mehr als einem Jahrzehnt von den Emigranten bevölkert. Aus nicht erklärlichen Gründen bevorzugen die Emigranten bestimmte Hotels, die dann bald ein typisch russisches Gepräge annehmen. Auch der Wirt eines solchen Hauses wird im Laufe der Jahre von den Emigranten beeinflußt. Er weiß, zu welcher Partei jeder seiner Gäste gehört, wie jeder angeredet werden will, und wieviel Tage, Wochen oder auch Monate er einem jeden Kredit gewähren kann.

Seit zehn Jahren bewohnen die Emigranten ihr selbstgewähltes Hauptquartier und versuchen aus den Erfahrungen der Vergangenheit die Zukunft zu errechnen. Jeder Emigrant versucht sich für diese seine Zukunft vorzubereiten. Der eine denkt, daß das Vaterland Ärzte brauchen wird und studiert Medizin, der andere glaubt, daß Rußland vor allem tüchtige Kaufleute nötig hat und macht sich mit Warenkunde und Börse vertraut, der dritte ist überzeugt, daß kein Land ohne Offiziere bestehen kann, er besucht deshalb eifrig die privaten Militärkurse, die einige Emigrantengenerale diesem für den Krieg schwärmenden Nachwuchs eingerichtet haben.

Auch Herr Felitschkin, eifriger Antibolschewist und Pariser Emigrant, fühlte sich verpflichtet, etwas für die Zukunft seines Vaterlandes zu tun. Die Vergangenheit Felitschkins war einwandfrei und mit angenehmen Erinnerungen reichlich ausgestattet.

In seinen wirren Pariser Träumen sah er sich oft, umgeben von der alten russischen Pracht, Befehle erteilen, kräftig brüllen und die Dankbarkeit des gesamten Volkes in Empfang nehmen. Brüllen, Befehle erteilen und Dankbarkeit in irgendwelchen greifbaren Formen in Empfang nehmen, gehörte früher zu dem Beruf Felitschkins. Darin hatte seine Lebensaufgabe und sein Lebensglück gegipfelt.

In den guten alten Zeiten war Herr Felitschkin nämlich der Polizeipräsident der Stadt Riga gewesen, eine einflußreiche und bedeutende Persönlichkeit. Auch heute noch, nachdem das alte Glück längst entschwunden ist, sieht sich Herr Felitschkin in der bunten Polizeiuniform, medaillengeschmückt, die Straßen der Stadt passieren. Wenn zehn oder auch nur drei Menschen zusammen an einer Ecke standen, durfte Felitschkin sie auseinanderjagen lassen. Gefiel ihm irgendein Gesicht nicht, so hätte er mit seiner Faust solange in dies Gesicht hineinschlagen dürfen, wie es ihm beliebte. Wollte Felitschkin Ruhe haben, so durfte er den Straßenverkehr für die Dauer seines Nachmittagsschläfchens vor seinem Fenster sperren lassen. Kurzum Felitschkin war ein großer Mann gewesen und konnte sich in Paris manchen angenehmen Erinnerungen hingeben.

Er tat aber nichts dergleichen. Er grübelte vielmehr über die Zukunft seines Vaterlandes und kam zu der felsenfesten, unerschütterlichen Überzeugung, daß diese Zukunft dem Polizisten gehöre. Solange in Rußland an jeder Straßenkreuzung ein Polizist mit rotgedunsenem Gesicht, mit langem Schnurrbart und

mit Medaillen auf der Brust stand, herrschte im Land Friede und Ordnung, Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft blühten, und alle Bolschewiki lebten im Auslande oder im Gefängnis. Und als die Polizisten von den Straßenkreuzungen verschwunden waren, hörten die verschiedensten Dinge auf zu gedeihen. Friede und Ordnung verschwanden, und auch Herr Felitschkin mußte eiligst seine Uniform ausziehen, um bald darauf in ein primitives Pariser Hotel überzusiedeln.

Der innere Zusammenhang dieser beiden äußeren Tatsachen war für Felitschkin sonnenklar. In seinen schlaflosen Pariser Nächten grübelte er nur über eine Frage nach, die wie ein Alpdruck auf ihm lastete: Was geschieht, wenn die Bolschewiki stürzen und es niemanden gibt, der sich an die Straßenkreuzungen stellt? Die brave alte Polizei ist verschwunden, und die Jugend hat keine Ahnung, wie ein Dorf, eine Stadt, ein Land in polizeiliche Obhut genommen werden muß. Ohne Polizei würde Rußland auch weiterhin in dem völlig verwilderten Zustand verharren, den manche Leute als Bolschewismus bezeichnen. Dieser Gedanke ließ Felitschkin keine Ruhe.

Er fühlte sich verpflichtet, sein Wissen über das richtige Regieren andern zu vermitteln, damit diese es dann im richtigen Augenblick zur Anwendung bringen könnten.

Eines Tages war die russische Emigrantenkolonie nicht wenig erstaunt, als sie erfuhr, daß zu den vielen Organisationen und Lehrkursen der Stadt sich noch eine weitere Schule gesellt hatte. Es war die Schule für die „Polizeiwachtmeisterstellenanwärter im kommenden Rußland". Der Direktor dieser Schule war natürlich Felitschkin. Es stellte sich heraus, daß Felitschkin nicht der einzige war, der um das Heil des kommenden Rußland besorgt war und dieses Heil im

brauchbaren Polizeinachwuchs sah. Bald meldeten sich die Schüler an und füllten Fragebogen aus. Felitschkin mietete einen Raum, in dem er seine Schule eröffnete. Felitschkin fühlte sich glücklich, denn er hatte eine neue Lebensaufgabe gefunden. Auch seine Schüler waren glücklich, denn das, was Felitschkin lehrte, fand in ihren Emigrantenherzen starken Widerhall.

„Meine Herrschaften," sagte er, „die Polizei ist ein geheiligter Begriff. Der Beruf eines Wachtmeisters gleicht dem Beruf eines Seelsorgers durchaus. Auch der Staat hat eine Seele und für diese Seele opfert sich die Polizei." Es folgten lange Auseinandersetzungen über das, was alles verboten werden könnte und müßte, und mangels welcher Verbote Rußland zugrunde gegangen war.

„Man verhafte," sagt Felitschkin und sein Gesicht beginnt zu strahlen, „alle, deren Gedanken der Polizei nicht einwandfrei bekannt sind. Durch eine rechtzeitige Verhaftung ist schon mancher auf den rechten Pfad geführt worden, konnte schon auf manchen erzieherisch eingewirkt werden. Man mache sich auch zur Regel, hin und wieder einen polizeilichen Rundgang durch alle Privatwohnungen zu unternehmen und darauf zu achten, ob im Innern der Stadt, in den einsamen Zimmern, wo immer gefährliche Gedanken entstehen können, alles in Ordnung ist. Vor allem schone man niemanden, der wirre Gedanken im Kopf hat, durch die er das Gedeihen von Kunst, Wissenschaft und Industrie stören könnte."

So oder so ähnlich lauten die Weisheitssprüche des Herrn Felitschkin, die von seinen begeisterten Schülern geflissentlich mitgeschrieben werden. Viel Unheil entsteht durch diese Schule nicht. Herr Felitschkin hat einen Beruf, seine Schüler haben eine Hoffnung und die Emigrantenblätter ein Thema für ihr Feuilleton.

Die allmächtige Regierung der U. d. S. S. R. war hierüber anderer Meinung. Sie wurde durch die Tätigkeit Felitschkins in ernste Unruhe versetzt. In den bolschewistischen Blättern erschienen besorgte Artikel, in denen auf die Gefahr hingewiesen wurde, die Herr Felitschkin für den Sowjetstaat bedeutete. Es wurde behauptet, daß die Zahl seiner Schüler in die Hunderte ginge, daß er Vertreter, Schüler und Anhänger in England, Deutschland, Belgien, Jugoslawien, Polen, Nord- und Südamerika, ja sogar in Australien habe, und daß eine ganze Armee von Weißbanditen täglich bereit sei, unter Führung von Felitschkin, nach Rußland einzumarschieren und sich dort an den Straßenkreuzungen zu postieren, um Ruhe und Ordnung wieder einzuführen.

Die Aufregung der U. d. S. S. R. ging sogar so weit, daß man einen besonders zuverlässigen und keinerlei bürgerlichen Einflüssen zugänglichen Mann beauftragte, in die Schule einzutreten und die Verhältnisse dort zu beobachten. Der Mann wohnte den Kursen bei, beobachtete alles und teilte den Sowjets mit, daß all ihre Befürchtungen durchaus zuträfen. Herr Felitschkin sei tatsächlich eine unerhörte Gefahr für die Sowjets.

Sofort wurde nun im Lager der Bolschewiken Alarm geschlagen, wodurch Felitschkin zu einer höchst bedeutenden, politischen Figur avancierte und bis heute in dieser Rolle verblieb.

Die Schule der künftigen Polizeiwachtmeister ist nicht die einzige ihrer Art. Die Emgiration ist voll von grotesken Persönlichkeiten, die sich über die Zukunft Rußlands das Hirn zermartern und Maßnahmen ergreifen, um diese Zukunft möglichst schnell herbeizuführen. Polizisten, Offiziere, Dichter und Politiker entstehen so in der Emigration massenhaft. Sie alle

sind von ihrer hohen Bedeutung überzeugt und werden in dem Gefühl ihrer Wichtigkeit bekräftigt durch eifrige bolschewistische Alarmmacher, die überall kampfbereite Legionen wittern, die eines Tages in Rußland erscheinen werden und alles kurz und klein schlagen, um dann an jeder Straßenkreuzung einen Polizisten in der Pracht Felitschkins zu installieren.

XXV.

ZWEI HERREN AUS DEM ORIENT

Die Legionen des Herrn Felitschkin sind selbstverständlich eine Gespensterphantasie der sowjetrussischen Berichterstatter. Ganz unbedeutend, ganz machtlos ist aber die Emigration doch nicht. Es leben in ihr noch viele ernst zu nehmende Kräfte, sie gebietet noch über genug Macht und Einfluß, um dem Feinde hin und wieder ernste Sorgen zu machen. Die Männer, die in der Emigration einen aktiven und wirksamen Kampf gegen den Bolschewismus fortsetzen, sind nicht zahlreich. Ihre Namen sind nur den wenigen Eingeweihten bekannt. Auch die Taten, die sie vollbringen, ihre Erfolge und Mißerfolge kennen nur sie selbst, ein paar Bolschewiki und einige wenige Getreue, die ihnen Gefolgschaft leisten. Diese Taten müssen an dieser Stelle unerörtert bleiben, dagegen können einige Auswüchse des Antibolschewismus, von denen die Emigration in ihrer Mehrheit deutlich abrückt, auch hier beschrieben werden.

In den Zeiten des Bürgerkrieges wurden im fernen Osten, in der sibirischen Taiga und an der russisch-chinesischen Grenze zwei Namen bekannt. Ihre Träger: General Gajda und Ataman Semjonow, waren zwei Abenteurer, die den Kreuzzügen oder dem Dreißigjährigen Krieg alle Ehre gemacht hätten.

General Gajda gehört nur zufällig zum weißen Rußland. Er ist ein Tscheche und wurde im alten Österreich, in Katarro, geboren. In seiner Jugend war Gajda ein Revolutionär, später wurde er als Teehändler

schwerreich. In den ersten Tagen des Weltkrieges verließ er Österreich und lief zu den Montenegrinern über, gelangte dann nach Rußland und wurde Führer der tschechischen Gefangenentruppen.
Sein Aufstieg, sein Ruhm und seine glänzende Laufbahn begann, als er nach der Revolution an der Spitze von hunderttausend tschechischen Legionären sich dem weißen Rußland anschloß und den Marsch nach Asien, gegen den Bolschewismus, antrat. Hunderttausend Tschechen zogen unter Führung des inzwischen zum General avancierten Gajda durch Rußland. Sie plünderten und mordeten, bezeichneten sich als antibolschewistisch und waren Landsknechte im Dienste einer ihnen gleichgültigen Sache. Der blutige Feldzug durch Rußland erwies sich als lohnend. Wer lebend in seine Heimat zurückkehrte, brachte reiche russische Beute mit.
Nur einen wahren, durch Jahrhunderte gehaßten Erbfeind hatten die Tschechen. Das waren die Ungarn. Sie trafen sie in den Wüsten Rußlands. In den Zeiten des alten Österreich wurde der Haß zwischen den beiden Völkern durch Polizeigewalt in Schranken gehalten. In Rußland, Sibirien und Turkestan konnte er sich ungehemmt austoben. Auf Seiten der Bolschewiki kämpften fast alle kriegsgefangenen Ungarn, auf Seiten der Weißrussen die Tschechen. Der russische Boden wurde zum blutigen Kriegsschauplatz des tschechisch-ungarischen Nationalhasses. Dort ertönten tschechische und ungarische Kriegslieder. Regimenter überfielen einander und vernichteten sich in blutigem Kampfe. Hungrig, von Durst geplagt, kaum noch Menschen, durchwanderten die Tschechen die ungewohnte Sonnenglut der erbarmungslosen Wüsten. Wenn sie auf eine genau so geplagte, hungrige und durstige Abteilung von Ungarn stießen, vereinten sie sich nicht mit ihren Leidensgenossen und suchten nicht

gemeinsam den Ausweg aus den Glutzonen Turkestans. Sie rüsteten sich statt dessen zum Kampf. Bis in die späte Nacht hinein hörten dann die verschüchterten Nomaden Kampfgetöse, begleitet von tschechischen und ungarischen Kriegsrufen. Wenn der Morgen graute, lag die Mehrzahl der Kämpfer tot auf dem Schlachtfeld. Die Nomaden nahmen den Gefallenen die Waffen ab und wunderten sich über den merkwürdigen Wahn der Europäer, der sie zwang, in der Wüste, fern von der Heimat einen sinnlosen Kampf auszufechten. Gajda verübte an der Spitze seiner Legionäre Greueltaten ohne Zahl, nicht nur an den Bolschewiki, sondern an allen, die seinen Weg kreuzten.

Im Osten Rußlands bleibt sein Name für immer mit dem Namen des jungen Kosakenatamans Semjonoff verbunden. Als das weiße Rußland unterging, konnten diese beiden ihre Schäflein ins Trockene bringen. Während das weiße Rußland im Orient, in der Mongolei und in Sibirien verblutete, haben diese beiden für eigene Rechnung Ströme von Blut vergossen, haben gestohlen, gemordet, gemetzelt und niedergebrannt wie Wenige in den letzten Jahrzehnten. Gajda zog mit seinen Legionen in die Heimat ab und wurde Chef des tschechischen Generalstabs. Semjonoff, der kein Tscheche war, konnte keine so glänzende Karriere machen. Kurz vor dem endgültigen Siege der Bolschewiki überfiel er einen weißrussischen Geldtransport, raubte zwei Millionen Dollars und zog nach Japan, um dort als friedlicher Bürger sein Leben in aller Stille zu genießen. So trennten sich die Wege der beiden. Die Welt schien in tiefen Frieden zu versinken, die Nachfrage nach Abenteurern sank. Gajda und Semjonoff mußte sich bis auf weiteres mit der geregelten Lebensform eines tschechischen Generalstabschefs und der langweiligen Existenz eines japanischen Rentiers be-

gnügen. Aber das friedliche Dasein bekam den beiden nicht gut.

Die glänzende Laufbahn des ordenbehängten, ruhmreichen und ehrwürdigen Generals und Befreiungskämpfers Gajda endete an einem trüben Tage, als der tschechische Staatsanwalt feststellen mußte, daß der Chef des tschechischen Generalstabs die militärischen Geheimnisse seines eigenen Landes für schweres Geld an eine auswärtige Macht verkauft hatte. Dies ist ein Vorgang, der in der Militärgeschichte kaum seinesgleichen hat. Gajda wurde daraufhin feierlich degradiert und für viele Jahre hinter schwedischen Gardinen festgesetzt. Die Tschechoslowakei war nicht Sibirien und vermochte die fernöstlichen Methoden nicht zu begreifen.

Aber auch der Kollege des Generals, der Ataman Semjonoff, hatte wenig Glück. Er verkaufte zwar keine Militärgeheimnisse und wünschte auch sonst nichts sehnlicher, als daß man ihn in Ruhe lassen sollte. Die japanischen Behörden wollten ihm dies aber nicht gewähren. Sie beschlagnahmten eines Tages die zwei Millionen Dollars, die Semjonoff leichtsinnigerweise bei einer japanischen Bank deponiert hatte und waren anmaßend genug, zu verlangen, Semjonoff möge seine Ansprüche auf dieses Geld begründen. Da der nächtliche Überfall auf einen weißrussischen Geldtransport keinen genügenden rechtlichen Anspruch auf das Geld lieferte, stellte Semjonoff mit Bedauern fest, daß er, gleich Gajda, seine Laufbahn von neuem beginnen müsse.

Er trat also in japanische Dienste, bereiste die russischen Kolonien im fernen Osten und betrieb dunkle Geschäfte, bis der große Tag anbrach, an dem der japanisch-chinesische Krieg in der Mandschurei begann. Jetzt kamen für Semjonoff wieder glücklichere Zeiten. Er sammelte Streitkräfte um sich, gründete Par-

eien, berief seine alten Anhänger und vergaß die umstrittenen Dollarmillionen auf der japanischen Bank anscheinend vollkommen.

Den Japanern kam das Treiben des berühmten Atamans jetzt höchst gelegen. Sie ließen ihn gewähren und machten hin und wieder ebenso geheimnisvolle wie unverbindliche Andeutungen über die Gründung eines von so vielen langersehnten Emigrantenstaates. Zur Vorbereitung dieses Staates der Zukunft gründete Semjonoff zunächst einmal eine große Partei, „die Partei der russischen Faschisten" — die in diesem Emigrantenstaate die Regierung übernehmen sollte. Die Partei hatte großen Zulauf. Alte Generale, arbeitslose Offiziere, dazu allerlei fernöstlicher Abschaum der Emigration strömten in diese Partei.

Das Parteiprogramm war einfach, aber vielversprechend. Es begann und endete mit dem Wort: „Ausrotten."

Nach der Meinung dieser Partei mußte zuerst ein unorganisiertes und dann ein organisiertes Ausrotten folgender Elemente beginnen: der Kommunisten, der Juden, der Sozialisten, der Intellektuellen, der Gelehrten, der Literaten, der Proletarier und der Schauspieler. Wenn die Ausrottung dieser Elemente vollbracht war, konnte, nach Meinung der Partei, dem Aufbau und der Wiedergeburt des heiligen Rußland nichts mehr im Wege stehen.

Das Schicksal der Juden, Literaten, Schauspieler usw. war den Japanern ziemlich gleichgültig. Nicht gleichgültig war ihnen dagegen die Lage in der Mandschurei. Und eben deswegen durfte sich die Partei weiterentwickeln, sich als faschistisch bezeichnen und um Mitglieder werben. Bald wurde auch die Parole der Partei gefunden. Sie lautete schlicht: „Ein ermordeter, gottloser Satanist-Kommunist ist eine Kerze vor dem Thron des Allmächtigen." Der Partei fehlte

nur noch eins: Ein autoritativer Führer mit einem weltberühmten populären Namen. Dieser Führer fand sich in der Person des Generals Gajda, des Inhabers einer tschechoslowakischen Gefängniszelle. Die Mitglieder der Partei nannten den Namen Gajda nur mit innigster Rührung. Die Vergangenheit Gajdas, soweit sie sich in den sibirisch-mongolischen Steppen abgespielt hatte, war eine Gewähr dafür, daß er hier der richtige Mann am richtigen Posten sein würde. Leider saß dieser große Mann zur Zeit im Gefängnis. Doch konnte ihm diese Tatsache in den Augen seiner Anhänger kaum schaden. Denn wer hatte ihn denn schon verurteilt? Eine halb sozialistische, halb intellektuell verseuchte Republik. Diese Verurteilung sprach nur für ihn. Gajda soll erklärt haben, daß er dem Projekt sympathisch gegenüberstände, worauf die östlichen Helden ihm ein Dank- und Huldigungstelegramm an seine Gefängnisadresse sandten.

Wie die Sache mit der Berufung Gajdas aus dem Gefängnis auf den Posten des Regenten eines Emigrantenstaates in der Mandschurei sich weiter entwickeln wird, liegt noch im Schoße der Zeiten. Ataman Semjonoff hat inzwischen erklärt, daß er, sobald der heißersehnte Krieg ausbräche, sofort halb Sibirien besetzen und alle in seinem Programm als ausrottungsreif bezeichneten Menschenkategorien hinter den Baikalsee jagen werde. Noch ist diese große Zeit nicht angebrochen. General Gajda sitzt noch hinter Schloß und Riegel. Die Mitglieder der neuen Partei sind aber überzeugt, daß der große Held doch bald aus seiner Haft erlöst werden wird, um Sibirien zu befreien.

Bis dahin werden Unterschriften gesammelt, Aufrufe verteilt und groteske Zeitschriften gedruckt. Wilde Gerüchte entstehen und werden dementiert. Ein russischer General namens Kosjmin nahm bis auf weiteres die Vertretung Gajdas auf sich und erklärte seinen

Anhängern, daß er nur auf das Eintreffen der hundert Millionen Dollars warte, die bereits irgendwo abgesandt worden seien, um den offenen Kampf zu beginnen.

Inzwischen strömen Emigranten aus aller Welt nach dem fernen Osten, sitzen an den Ufern der chinesischen Flüsse und warten voll Sehnsucht, daß der große General Gajda komme, um das blutige Jahr 1919 in ungeahntem Ausmaße zu wiederholen.

XXVI.

DER KAMPF GEGEN DIE U.D.S.S.R.

Das Wesen einer jeden politischen Emigration ist Kampf. Kampf, den sie in jeder erdenklichen Form gegen die Regierung ihres Heimatlandes führen muß. Auch die russische Emigration erlahmt nicht im Kampf gegen den Bolschewismus. Die herkömmliche Methode dieses Krieges verlangt Artikel, Vorträge, Entlarvungen und Beschimpfungen. Aber nicht alle Emigranten können Artikel schreiben und Reden halten. Einer oder der andere muß auch den Aufrufen Folge leisten, sich in den offnen Kampf gegen den Feind stürzen. Die Zahl der jungen, unternehmungslustigen Emigranten, die unter Einsatz ihres Lebens den Bolschewismus bekämpfen, ist auch in der Tat nicht gering. Die Anhänger des offenen Kampfes spalten sich in zwei Richtungen. Beide sind terroristisch, beide beabsichtigen die Sowjets mit der Waffe in der Hand zu bekämpfen. Der Unterschied besteht nur in der Wahl des Gebietes, das Schauplatz dieses blutigen Kampfes sein soll. Die erste Richtung, die heute fast ganz im Verschwinden begriffen ist, bekämpfte den Bolschewismus, wo immer sie ihn nur vorfand, also auch in Europa. Die zweite Richtung hingegen will nur Rußland als den Schauplatz der terroristischen Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus anerkennen. Die Taten der ersten Richtung sind bekannt. Ihre Vertreter ermordeten in der Schweiz den Sowjetgesandten Worowski und in Warschau den Sowjetgesandten Wojkow, sie veranstalteten in ganz Europa eine höchst romantische

Jagd auf die Vertreter der Sowjetregierung. Das hatte seinerzeit zur Folge, daß sich bald kein repräsentativer Kommunist mehr ins Ausland wagte. Das Haupt dieser weißterroristischen Richtung war der bekannte Boris Sawinkow. Jener berühmteste alte Terrorist Rußlands, der unter Kerensky russischer Kriegsminister war. Von den Bolschewiken ins Ausland vertrieben, gründete Sawinkow eine terroristische Kampfbrigade. Aus dunklen Quellen empfing Sawinkow Geld und Aufträge, die zu erfüllen für ihn augenscheinlich Ehrensache war.

Nicht alles ist im abenteuerlichen Leben Sawinkows geklärt. Die Zeitspanne aber, in der er in Berlin, Paris und Warschau auf Sowjetbeamte Jagd machte, ist wohl die undurchsichtigste Periode seines geheimnisvollen Lebens.

Im Jahre 1922 tauchte Sawinkow in Berlin auf. Diesmal wollte er keinen geringeren als den Außenkommissar der Union, Tschitscherin, ermorden. Nur durch einen Zufall sind die Einzelheiten dieser interessanten Jagd nachträglich bekannt geworden. In einem kleinen Berliner Hotel am Bahnhof Charlottenburg traf sich Sawinkow mit den Mitgliedern seiner Terroristenorganisation. Man besprach alle Einzelheiten des bevorstehenden Attentates. Als man erfuhr, daß Tschitscherin täglich die Mommsenstraße entlang fuhr, mietete man in der Straße eine bequeme Wohnung mit dem Erfolg, daß Tschitscherin zufällig an dem Tage seine Ausfahrten einstellte, als die Wohnung beziehbar wurde. Im Hotel Kaiserhof und in allen andern Lokalen, überall wo sich die Sowjetdelegation zeigte, tauchte hinter ihr ein Agent Sawinkows auf. Sogar im Krankenhaus, in der Klinik des Dr. Schlesinger, wo ein Mitglied der Delegation lag, wußte Sawinkow seinen Agenten unterzubringen. — Er befreundete sich mit den Angestellten des Hotels, in dem die Delegation

abstieg, mit den Chauffeuren ihrer Wagen, mit ihren Krankenwärtern und Ärzten, mit dem Erfolg, daß er zuletzt über jeden Schritt, den die Delegation zu unternehmen beabsichtigte, aufs genaueste informiert war. Endlich nahte der Tag des Attentates. Es war der Tag, an dem die Sowjetdelegation Berlin verlassen sollte. In einem kleinen Lokal am Potsdamer Bahnhof versammelten sich die Verschwörer, deren Namen mit Ausnahme Sawinkows hier nicht genannt werden sollen. Sie trugen Revolver, Stockdegen und für den äußersten Fall Cyankali bei sich. Trotz der Polizeisperre, trotz schärfster Sicherheitsmaßnahmen gelangten sie auf den Bahnsteig. Der Zug der Sowjetdelegation stand bereit. Bald erschienen die Diener mit dem Gepäck und die unteren Beamten. Die Terroristen umklammerten die Pistolen in ihren Taschen. Gleich mußte Tschitscherin kommen! Eine Minute verging nach der andern, Tschitscherin aber kam nicht. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Das Attentat blieb unausgeführt; Sawinkow war in den Augen seiner Auftraggeber blamiert. Tschitscherin war im letzten Augenblick dienstlich aufgehalten worden und erreichte den Zug erst auf einer späteren Station mit seinem Auto. Wieviel Attentatsversuche im Ausland auf die Bolschewiki unternommen wurden, wird erst die künftige Geschichtsschreibung feststellen können. Nach Sowjetquellen geht diese Zahl in die Hunderte, die Emigranten behaupten jedoch, daß viele dieser Attentatsversuche Hirngespinste der Bolschewiken seien.

Eines Tages hörten diese Attentate auf. Selbst die fanatischsten Antibolschewiken sahen ein, daß sie die Gastfreundschaft eines europäischen Landes nicht mehr dazu benutzen durften, um mit Revolvern auf Bolschewiken zu jagen.

Um so intensiver, schärfer und brutaler wurde der

Kampf, den eine sehr geringe Anzahl Emigranten und Berufsterroristen innerhalb der U. d. S. S. R. gegen den Bolschewismus führen. Dieser Kampf ist heroisch. Der Emigrant, der sich diesem Kampf widmet, der die Grenze der Union überschreitet, hat nur wenig Aussicht je wieder zurückzukommen. Ob er die Aufgabe, die ihm gestellt wurde, erfüllt oder nicht, sein Ende ist immer dasselbe, er fällt fast stets in die Hände der wachsamen G. P. U. Die Einzelheiten dieses Kampfes, die Organisationen, die sie leiten und die Taten, die hinter der Grenze der U. d. S. S. R. vollbracht werden, können selbst nur andeutungsweise hier nicht genannt werden.

Neben den Attentaten auf bestimmte Bolschewiki beschäftigen sich diese Terroristen besonders mit dem Schmuggeln und Verbreiten von antisowjetistischer Propagandaliteratur. Auch hier nimmt die Zahl der Unternehmungen ab. Die Rache der Bolschewiken an den unbeteiligten Resten des russischen Bürgertums ist zu fürchterlich, als daß die Kampforganisation noch Attentate verantworten könnte.

Das letzte Attentat innerhalb Rußlands fand im Jahr 1923 statt. Der Anführer der Attentäter war der russische Oberst E. Der Oberst wohnte in Paris, als er den Auftrag erhielt, sich mit einigen Kampfgenossen nach Rußland zu begeben und dort das Gebäude der allrussischen Tscheka in die Luft zu sprengen. Der Weg des Obersten führte über Finnland. In Begleitung einer jungen Frau und einiger Offiziere schlich er sich in Rußland ein und legte eine Höllenmaschine in das Gebäude der Tscheka. Ein Teil des Gebäudes flog in die Luft. Oberst E. wurde verhaftet und erschossen. Seine Begleiter fielen im offenen Kampf. Der Fall des Oberst E. war der letzte Versuch des weißen Rußland, den Bolschewismus auf dem Wege des Terrors zu bekämpfen.

Dagegen versucht die Emigration trotz aller Sperren, die Sowjetrußland errichtet hat, sich in Rußland Gehör zu verschaffen. Ihre Propagandaliteratur wird nach wie vor in Rußland eingeschmuggelt. Fast jede Partei verfügt über eine Anzahl waghalsiger, zu allem entschlossener Agenten, die die Grenzen überschreiten, mit den innerrussischen Anhängern den Kontakt aufnehmen, Druckschriften verteilen und früher oder später ihr Leben in den Todeskellern der Tscheka beschließen. Über Finnland, Polen, Rumänien, Persien und China, über alle Grenzen Rußlands strömen meist jüngere Leute in die Union, die alles im Bürgerkrieg verloren haben und jetzt auch noch ihr Leben opfern.

Hin und wieder veröffentlichen dann die politischen Parteien, die sie nach Rußland geschickt haben, auf den ersten Seiten ihrer Blätter die Namen der Gefallenen, von einem Trauerrande umgeben. In den kurzen Nachrufen heißt es dann, daß der Emigrant X. Y. im Kampfe für das neue Rußland gefallen sei. Einzelheiten werden nicht veröffentlicht, doch alle wissen, daß in irgendeinem finsteren Keller der Tscheka ein Schuß ein mutiges, junges Leben beendete. Die Partei suchte dann neue Männer, die mit einigen Paketen Propagandamaterial versehen, das Spiel von neuem beginnen sollen.

Jahre verstreichen, immer wieder finden sich junge Leute, die über die Grenze gehen, die in den lichtlosen Nächten Bauern, Soldaten und Arbeitern dünne, auf Zigarettenpapier gedruckte Schriften in die Hand drücken und von irgend jemandem plötzlich angehalten und der Polizei übergeben werden. Dann folgt meistens ein langes Verhör in der Tscheka, eine strenge Haft und der übliche Vorschlag, mit dem Verrat der Kameraden das eigene Leben zu erkaufen. Das Ende ist aber immer dasselbe. Ein kurzer Weg in

den Todeskeller, ein Schuß und eine schwarzumränderte Traueranzeige in einem der unbeachteten Emigrantenblätter.

Seit über zehn Jahren führt die Emigration diesen aussichtslosen Kampf.

Immer wieder verbluten in den Todeskellern der Tscheka einzelne wagemutige Helden des „weißen Rußland“.

XXVII.

DIE GEORGISCHEN FALSCH-MÜNZER

In den kleinen Emigrantenkaffees, in langen abendlichen Zwielichtstunden, im Dämmer sparsamer Beleuchtung gespenstern seltsame Gedanken. Emigranten sitzen im Kreise, hängenden Hauptes, die Hände tief in die Taschen vergraben. Sie grübeln. Sie sehen auf die nassen Asphaltstraßen der Großstädte. Durch verregnete Scheiben dringen die Geräusche der Stadt. Sie sitzen unbeweglich, versteinert, wie Sperlinge im Landregen. Nur ihre Augen haben Leben, bewegen sich rasch und blicken mißmutig auf den Regen und den Asphalt der Straßen.

Der Emigrant versinkt in Erinnerungen. Vor seinem Auge entstehen die blauen Bergmassen des Kaukasus, die Paläste Petersburgs, die goldenen Kuppeln Moskaus — das ganze entschwundene Reich. Er sieht den lawinenartigen Ansturm der Bolschewiki, die zerstörten Häuser, die brennenden Dörfer und zuletzt sein eigenes tragisches Emigrantenschicksal. Die unendlichen Wanderungen durch alle Hauptstädte der Welt, die traurigen Kneipen, in denen er seine Abende verbringt, den ganzen Staub, Stunk und Alltag der Emigration. Und nun beginnt der Emigrant ganz automatisch Pläne zu schmieden, Rache zu schwören und sich die Strafen auszumalen, die über das unglückliche Rußland verhängt werden müßten. Und dann reifen in seinem Hirn abenteuerliche Gedanken und Projekte. Wahnbilder entstehen, die nach seiner

festen Überzeugung das Heil der weißen Tat bedeuteten, wenn man sie verwirklichen würde.

Es lebte zum Beispiel in Europa der georgische Emigrant Karumidse. Früher war Karumidse Politiker. Als das georgische Land noch selbstständig war, gehörte er der konservativen Partei an. Er saß im Parlament, hielt Reden, bereiste seinen Wahlbezirk und wäre ganz bestimmt über kurz oder lang Minister geworden. Vor der großen Revolution war Karumidse Verschwörer. Er sammelte jugendliche georgische Männer um sich, bereitete sie und sich selbst zum Kampf vor und träumte von der Befreiung des Landes.

In der Emigration hatte Karumidse keine Gelegenheit mehr zu irgendwelcher politischen Betätigung. Es gab kein Parlament mehr und keine Regierung, der er beitreten konnte. Deshalb wurde er von neuem Verschwörer, geheimer Kämpfer für das Wohl seines Volkes. Es ist nicht leicht, von Europa aus über Tausende von Kilometern eine Verschwörung in dem fernen Georgien anzustiften. Man ist von seinem Lande abgetrennt, weiß nicht, was dort vorgeht, und weiß nicht, wo sich die Möglichkeiten der Anknüpfung ergeben. Trotzdem ist es den georgischen Verschwörern gelungen, außerordentlich blutige Aufstände in ihrem Lande anzuzetteln, einen regelrechten Partisanenkrieg gegen die Bolschewiki zu führen und die Sowjets jahrelang zu bedrohen. Georgien hat zwei Millionen Einwohner, Rußland hundertfünfzig Millionen. Das bestimmte den Ausgang des ungleichen Kampfes. Die Aufstände wurden grausam unterdrückt, die Revolutionäre an die Wand gestellt. Man mußte das georgische Unternehmen aufgeben. Aber den Kampf als solchen konnte und wollte kein georgischer Emigrant einstellen, am wenigsten der alte Verschwörer Karumidse.

Karumidse sann über neue Kampfmethoden nach. Man lebte ja nicht im Mittelalter, man lebte im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts. Romantische Putsche, Verschwörungen und Aufstände schienen von der Zeit arg überholt.

Die Wirtschaft regierte. Wer eine Regierung stürzen wollte, mußte demnach versuchen, ihre Wirtschaft zu erschüttern. Offenbar war Georgien nicht von Georgien aus zu befreien. Wer Georgien befreien wollte, mußte gleichzeitig auch den Bolschewismus stürzen, und wer das vollbringen wollte, brauchte keine Gewalt anzuwenden, sondern mußte versuchen, die Sowjetwirtschaft zu erschüttern.

Das alles überlegte sich der Georgier Karumidse in seinen trüben Emigrantennächten. Und er fand ein unfehlbares Mittel, um dem Bolschewismus einen unmerklichen und dennoch tödlichen Schlag zu versetzen. Die Wirtschaft eines Landes — folgerte Karumidse — beruht auf seiner Währung. Wer seine Währung vernichtet, vernichtet auch seine Wirtschaft.

Karumdise beschloß also zu einem alten Mittel zu greifen, zu einem Mittel, dessen sich schon viele Verschwörer vor ihm bedient hatten, von den alten Phöniziern angefangen bis hin zu Lenin und dem Fürsten Windischgrätz. Er beschloß, falsche Sowjetnoten zu drucken. Wenn sich die Zahl der Sowjetnoten vermehrt, gerät die Währung ins Wanken, der Bolschewismus in Rußland wird infolgedessen gestürzt, und die Georgier können durch eine neue Revolution ihr Land von den Russen befreien. Das war eine fanatische Idee, die neben vielem anderen schon an der Unmöglichkeit scheitern mußte, so viel falsche Noten in Umlauf zu bringen, daß die Wirtschaft eines Riesenreiches davon bedroht werden konnte. Solche Gedanken können nur in den wirren Emigrantennächten,

In den trüben Emigrantenwohnungen, in den grauen Tagen des Emigrantendaseins entstehen.

Als Karumidse seinen Entschluß gefaßt hatte, begann er sofort nach geeigneten Verbündeten zu suchen. Allein und ohne größere Geldmittel konnte er natürlich seinen kühnen Plan nicht durchführen. Wer aber sollte einem armen, unbekannten Georgier nur aus ideellen Gründen und ohne Aussicht auf Gewinn helfen, Sowjetnoten zu fälschen?

Professionelle Falschmünzer hätten ihn natürlich ausgelacht, während sich die ernstzunehmenden Emigrantenkreise wiederum nie an diese immerhin etwas seltsame Kampfmethode herangewagt hätten. Es blieben übrig die gleich Karumidse aus materiellen oder ideelen Wünschen brennend an dem Sturz der Sowjetmacht Interessierten, die genug Mittel und Mut besaßen, um dieses Projekt durchzuführen.

Karumidse und sein Sekretär Sadatheraschwili begannen unermüdlich nach geeigneten Menschen Umschau zu halten. Sie hatten Glück. Bald waren mächtige Helfershelfer gefunden. Echtes Geld zur Fabrikation des unechten wurde zur Verfügung gestellt. Auch Fachleute wurden ausfindig gemacht. Nun konnte die staatsumwälzende Produktion von falschen Banknoten beginnen.

Deutschland wurde zum Mittelpunkt der ganzen Verschwörung. In Deutschland konnte man wegen seines regen Handels mit Sowjetrußland am ehesten die Noten in Umlauf setzen. Auch konnte man von Deutschland, einem Nachbarstaat der Sowjetunion, bequem die Folgen der ganzen Aktion überblicken. Es war im Jahre 1929. Die ersten Banknoten waren bereits gedruckt und in Umlauf gesetzt. Dem Sturze der Sowjetmacht stand anscheinend nichts mehr im Wege. Nur eins hatte Karumidse in seiner findigen Kalkulation nicht berücksichtigt: Die Wachsam-

keit der deutschen Polizei. Eines Tages wurde die Werkstatt überraschend umstellt. Karumidse, Sadatheraschwili und die deutschen Techniker wurden verhaftet und als ganz gewöhnliche, eindeutig unpolitische Falschmünzer vor Gericht gestellt.

Karumidse war manches gewohnt und vermochte vieles zu überstehen. Er nahm Gefängnisstrafen, Todesurteile und was es sonst noch geben konnte, gelassen auf sich. Eins aber ließ er sich nicht nehmen: Die Anerkennung seiner politischen Motive. Daß er als gemeiner, gewinnsüchtiger Notenfälscher abgeurteilt werden sollte, empörte sein revolutionäres Herz über alle Maßen. Und da man ihm keinen Glauben schenkte und seine revolutionäre Gesinnung nicht anerkannte, wollte er sie beweisen und begann vor Gericht auszupacken. Es kamen haarsträubende Dinge zutage. Karumidse behauptete, daß ihm das Geld und alle sonst erforderlichen Mittel und Hilfen kein Geringerer als Sir Henry Deterding, Präsident der Shell-Company, des größten Ölkonzerns der Welt, für seine Aktion zur Verfügung gestellt hätte. War es glaubhaft, daß Deterding sich mit Falschmünzerei abgab? Auf diese Frage blieb Karumidse die Antwort nicht schuldig. Durch den Sturz der Sowjetregierung hoffte Deterding in den Besitz der verstaatlichten georgischen Ölquellen zu gelangen. Allerdings mußte man dieser Behauptung entgegenhalten, daß Georgien zwar ein schönes und reiches Land sei, aber keinen Tropfen Erdöl in seinen Bezirken barg. Demnach wäre der Ölkönig durch die Befreiung Georgiens zu keinerlei lohnenden Ölfeldern gekommen. Öl besaß Aserbeidjan, das kaukasische Nachbarland Georgiens. Man durfte annehmen, daß einem Manne wie Deterding diese Tatsache nicht ganz unbekannt war.

Aber mit dem Hinweis auf Deterding endete die Aufzählung der Helfershelfer Karumidses durchaus nicht.

Er behauptete vielmehr plötzlich, daß der zweite mächtige Helfer seiner Notenfälschung General Hoffmann, der berühmte deutsche General von Brest-Litowsk, gewesen sei. Dieser habe zwar keinerlei materiellen Vorteile vom Sturze der Bolschewiki zu erwarten, sei aber aus ideellen Gründen stark daran interessiert.

Diese Behauptungen Karumidses verliehen dem ganzen Prozeß eine besondere Bedeutung. Der Führer einer Weltindustrie und einer der hervorragendsten Generale des Weltkrieges sollten in ihren Mußestunden Falschmünzerei betrieben haben. Deterding protestierte gegen die Behauptungen Karumidses aufs entschiedenste. Er wollte nie etwas mit diesem merkwürdigen Politiker zu tun gehabt haben. Und auch die Familie des inzwischen verstorbenen Generals Hoffmann erklärte, daß der General zwar ein aktiver Antibolschewist gewesen wäre, sich aber mit Notenfälschungen keinesfalls abgegeben hätte. Trotz dieser Bekundungen gelang es Karumidse, das Gericht zu der Überzeugung zu bringen, daß seine ganze Unternehmung politische und nicht materielle Absichten verfolgt hätte. Ihm und seinen Helfershelfern wurde in erster Instanz Amnestie gewährt. Er verließ Deutschland, noch ehe die zweite Instanz ihr Urteil sprechen konnte.

Damit endete die georgische Affäre, die die gesamte Emigrantenwelt in Spannung hielt und den Sowjets eine gute Gelegenheit lieferte, überall auf die Gemeingefährlichkeit der Emigration hinzuweisen.

In Wirklichkeit aber entsprang dieser Plan den düsteren Emigrantennächten, in denen die Vergangenheit lebendig wird und in Wahnbildern merkwürdige Gedanken reifen. In diesen Nächten meistert der Emigrant die Zukunft seines Volkes, ohne damit zu rech-

nen, daß dies manchmal kriminelle Handlungen und höchst peinliche Skandale zur Folge hat.

Und Karumidse ist ein Opfer seines Schicksals geworden, ohne zu sehen, welchen für alle seine Leidensgenossen peinlichen Skandal seine kriminelle Unternehmungslust heraufbeschwor.

XXVIII.
DIE EMIGRANTENFRAU

Der Emigrant, aus seiner gewohnten Atmosphäre herausgerissen, vermißt im Auslande seinen Beruf, sowie alles, was mit diesem Berufe, seinem Leben und seiner Umgebung zusammenhängt. Er atmet eine fremde, ihn bedrückende Luft. Er kann sich nur schwer und langsam in dem neuen Milieu zurechtfinden. Zu Hause war er Arzt, Rechtsanwalt oder Offizier, er war dort von seiner eigenen Bedeutung und Unentbehrlichkeit felsenfest überzeugt. Im Ausland ist er nichts dergleichen. Er darf weder Truppen noch Prozesse führen, er fühlt sich vollkommen überflüssig, von jedermann vernachlässigt und von aller Welt vergessen.

Anders die Emigrantenfrau. Zu Hause war sie Exzellenz, Frau Minister, Gutsbesitzerin, übte nie einen Beruf aus, reiste von Zeit zu Zeit nach Paris und kultivierte ihren Geschmack. Als die alte Welt zusammenbrach, als die Männer aufhörten, Exzellenzen, Fabrikanten oder Bankiers zu sein und niedergebrochen am Grabe aller Hoffnungen standen, büßte die Frau nichts von ihrer Lebensfrische ein. Zum erstenmal stand sie dem brutalen Leben gegenüber. Das bot ihr im Anfang einen größeren Reiz. Denn da es für sie klar war, daß der Bolschewismus in kürzester Zeit gestürzt werden mußte, war es sehr verlockend, die kurze Zeitspanne auszunutzen, um sich selber, ihrem Manne und der ganzen Welt zu beweisen, daß sie nicht umsonst das ganze Leben lang gehätschelt,

gepflegt und verwöhnt worden war, sondern, daß sie, wenn es einmal tatsächlich nötig wurde, dem Mann gleichwertig zur Seite stehen konnte. Tapfer, ungebeugt und stolz ging die Emigrantenfrau an die Arbeit. Wo der Mann einmal versagte, sprang sie in die Bresche.

Die zähe Aufopferungsbereitschaft, der nicht erlahmende Arbeitseifer der russischen Frau gehört unzweifelhaft zu den menschlich schönsten Kapiteln in der Geschichte der Emigration. Die Emigrantenfrau wählte im Auslande vor allem zwei einander sehr unähnliche Berufe: Sie arbeitete in Modesalons und in Wirtschaftsbetrieben. Beides lag ihr von Haus aus, der Modesalon erforderte guten Geschmack und der Wirtschaftsbetrieb Vertrautheit mit den Finessen der Küche. In den Kaffeehäusern der Emigranten, wo heruntergekommene Männer über Schicksal und Zukunft Rußlands diskutieren, wird von russischen Aristokratinnen serviert, die an Geschicklichkeit die berufsmäßigen Kellnerinnen übertreffen. Wenn ein Emigrant aus guten Kreisen das Lokal betritt, küßt er den bedienenden Damen der Reihe nach die Hand. Tut er das nicht, so ist er kein Angehöriger der guten russischen Kreise. Auch darf er nie unterlassen, sich nach der Gesundheit seiner Exzellenz, des Herrn Gemahls der Kellnerin zu erkundigen, der vielleicht zur selben Zeit gerade in einem anderen Lokal sitzt und von der Frau des Fragenden bedient wird. Ein sich in das Lokal verirrender Nichtemigrant braucht der ihn bedienenden Dame die Hand nicht zu küssen. Er gehört nicht zu den guten Kreisen der russischen Menschheit, er darf ruhig ein Trinkgeld geben, es wird bestimmt nicht zurückgewiesen. Er wird höflich bedient und ebenso höflich übersehen. Die Tatsache, daß die Emigrantin jetzt Trinkgelder von Menschen empfängt, für die es früher eine Ehre gewesen wäre,

von ihrem vorüberfahrenden Wagen bestaubt zu werden, betrübt sie anscheinend nicht allzu sehr.

Für ihren Bekanntenkreis ist sie ja nach wie vor die Gräfin oder Frau Minister geblieben, und der Mann, dessen Trinkgeld sie annimmt, würde nie und nimmer in dem armseligen, möblierten Zimmer empfangen werden, das die Emigrantin jetzt bewohnt. Auf dem schäbigen Besuchssofa, das in einer Ecke des Zimmers ihr jetzt den Salon ersetzt, dürfen nur diejenigen Platz nehmen, die einst in besseren Zeiten ebenfalls in ihrem Salon Einlaß gefunden hätten.

In dieser Hinsicht ist die Emigration äußerst konsequent und konservativ. Eine Frau kann tausendmal Kellnerin sein, sie gewinnt dadurch nur in den Augen der Leidensgenossen. Empfinge sie aber, Gott behüte, einen ganz gewöhnlichen Europäer, so würden alle Bekannten sie zu meiden beginnen. Man würde behaupten, sie vergesse ihre Abstammung und verletze die Ehre ihrer Familie, und man müsse es sich sehr ernsthaft überlegen, ob man eine solche Frau in das künftige Rußland überhaupt wieder hereinlassen werde.

Der Gedanke an das künftige Rußland ist das einzige, was die Emigrantenfrau aufrichtet und tröstet. Inzwischen gehen die Jahre dahin, und es sind die besten Jahre der Emigrantin. Ihre Opferbereitschaft, ihre Fähigkeit zu arbeiten, hat sie nunmehr reichlich bewiesen. Sie sehnt sich nach der Zeit, in der diese Selbstaufgabe einmal vergolten werden wird.

Sie erhält Mann und Kinder, sie muß zusehen, wie der Mann von Jahr zu Jahr stumpfer, verzweifelter und unerträglicher wird. Sie besucht Emigrantenversammlungen und fragt sehnsuchtsvoll jeden, der es wissen könnte, ob man denn nicht endlich nach Rußland heimkehren dürfe. Von Politik versteht die Emigrantenfrau wenig. Sie weiß nur, daß es ihr früher sehr gut

ging. Dann, als Gott weiß woher die Bolschewiki kamen, wurde alles schlecht. Sie hofft inbrünstig darauf, daß die Bolschewiki eines Tages wieder verschwinden, und daß sich alles wieder zum Guten wendet.

Außer dem Beruf der Kellnerin widmet sich die Emigrantenfrau der Arbeit im Modesalon und der Beschäftigung mit Modeartikeln aller Art. Dazu braucht man einen guten Geschmack und die Fähigkeit, mit Damen umzugehen. Der gute Geschmack ist ihr angeboren, und der Umgang mit vornehmer Kundschaft ist, soweit man früher selbst zur vornehmen Kundschaft gehörte, nicht allzu schwer zu erlernen.

In ganz Europa gründeten russische Frauen ihre Modesalons. Sogar in Paris, wo genügend ausgezeichnete einheimische Modesalons vorhanden sind, wurde das Haus Irfe, das von der Großfürstin Irene gegründet wurde, bald zum führenden Modeunternehmen der Stadt. Übrigens scheute sich auch die Großfürstin Marie, die Gattin des schwedischen Thronfolgers, nicht, trotz ihrer Verwandtschaft mit allen Herrscherhäusern Europas in New York einen Modesalon zu eröffnen.

Schon in den ersten Jahren der Emigration wurde das Modegeschäft zur Domäne der russischen Frau. Jede Russin, die arbeiten wollte, begann Modelle entwerfen, je nach Begabung und Kapitalvor[illegible] luxuriöse Abendkleider oder einfache Straßenkleider anzufertigen, und wurde rasch eine Meisterin in ihrem Fach.

Dieser Beruf ist angenehmer und weniger schwierig, als die Tätigkeit einer Kellnerin. Die Russin hat sich rasch in ihm zurechtgefunden. Sie bedient die europäische und amerikanische Kundschaft so gewandt, als wenn sie ihr Leben lang nichts anderes getan hätte, als für andere Frauen hübsche Sachen anzufertigen.

Die Emigrantin beschäftigt ihren arbeitslos herumlungernden Mann oft als Rechnungsschreiber oder Laufburschen. Damit ist der Emigrant, wenn ihm nur nicht die Möglichkeit genommen wird, auf die Bolschewiki zu schimpfen, einverstanden. So steht denn dem improvisierten Glück der Emigrantenfamilie nichts Wesentliches im Wege.

Kellnerin und Modistin sind die verbreitesten, aber nicht die einzigen Berufe der Emigrantenfrauen. Infolge der vielen Reisen und der Flucht durch die ganze Welt hat die Emigrantin ihre natürliche Sprachenbegabung vollendet ausgebildet. Sie spricht die Sprachen Europas und die eine oder andere Asiens dazu. Eine Emigrantin, die neben russisch, deutsch, französisch, englisch, spanisch außerdem noch chinesisch oder arabisch spricht, ist keine Seltenheit. Die Büros der Exportfirmen finden unter diesen Frauen auch solche, die malayisch und japanisch verstehen.

Im ganzen gibt es wohl kaum einen Beruf, in dem die Emigrantin nicht vertreten wäre. Sie macht Aufnahmen, zeichnet Theaterdekorationen, rast im Rennwagen und schreibt im Flugzeug auf die blaue Himmelsfläche die großartige Aufschrift: „Persil bleibt Persil."

Sie tut all dies, ohne über ihr Schicksal zu klagen, mit der festen Zuversicht, daß ihr politisierender Mann eines Tages den Bolschewismus stürzen wird, um ihr von neuem ein standesgemäßes Dasein und alles, was dazu gehört, zu ermöglichen. Wenn dieser Tag da ist, wird die Emigrantin den Modesalon, das Café und das Büro verlassen, in ihre angestammte Wohnung zurückkehren und mit Befriedigung feststellen: „Wir russischen Frauen brauchen uns vor dem Unglück nicht zu fürchten."

XXIX.

DIE KAISERLICHE FAMILIE

Es gibt in Europa kaum einen Film, einen Roman oder ein Theaterstück über die russische Revolution ohne einen Großfürsten in der Hauptrolle, der einst auf Rosen gebettet war und jetzt Portier in einem Nachtlokal ist. Ein mit den russischen Verhältnissen unvertrauter Europäer gewinnt den Eindruck, daß die Mehrzahl der russischen Emigranten aus Großfürsten besteht, die jetzt am frostigen Kamin der Emigration ihr trauriges Dasein fristen.

Was ist aber ein Großfürst? Nach der Meinung amerikanischer Filmproduzenten verkörpert der Begriff Großfürst einen mächtigen und reichen Russen, dem im alten Rußland alles gestattet war, der in Begleitung von Kosaken im Schlitten durch die Dörfer jagte, Bauernmädchen vergewaltigte, Wodka soff und dann, ins Ausland geflüchtet, unmittelbar und unverzüglich in einem Pariser Nachtlokal Portier wurde.

Etwas anders, aber doch in ähnlichen Farben, zeichnen die Bolschewiki den Großfürsten. Nach der Meinung autoritativer Kommunisten ist ein Großfürst ein blutdürstiges Ungeheuer, das schon im Säuglingsalter anstatt der Muttermilch Arbeiterblut zu trinken bekam und sich dementsprechend weiterentwickelte. Als Jüngling vergewaltigte ein Großfürst Bauernmädchen (darin stimmen die Bolschewiki mit den Filmproduzenten überein), im Kriege war er ein Feigling, der vor dem Feinde floh; in der Emigration ist der Großfürst nach Meinung der Bolschewiki jedoch nicht Portier

geworden. Im Gegenteil, er führt vielmehr auf Kosten des europäischen Kapitalismus sein üppiges Dasein weiter, säuft nach wie vor und schmiedet Anschläge gegen die Sowjetmacht.

Was ist nun ein Großfürst in Wirklichkeit? Ein Großfürst ist ein Mitglied des kaiserlich-russischen Hauses, also ein Verwandter des Zaren. Die Zarenverwandtschaft war nie groß genug, um alle Pariser Nachtlokale mit Portiers versorgen zu können. Im alten Rußland nahmen die Mitglieder des kaiserlichen Hauses genau wie andere Säuglinge Muttermilch zu sich und kein Arbeiterblut. Wie deutsche Prinzen oder österreichische Erzherzöge besuchten sie Schulen und wurden später Offiziere, um dann langsam die Stufen der militärischen Laufbahn emporzusteigen. Nach der Revolution erlitten sie das Schicksal aller nichtproletarischen Russen. Sie endeten in der Tscheka oder gingen in die Verbannung, wo auch für sie das traurige Emigrantenschicksal begann.

Es leben gegenwärtig im Auslande, in Europa und Amerika, 18 männliche Mitglieder des Hauses Romanow. Natürlich ist keiner von ihnen je Portier in einem Nachtlokal oder auch nur etwas annähernd ähnliches gewesen. Allerdings gehört auch ihr üppiges Leben auf Kosten des europäischen Kapitalismus ins Reich der Fabel. Den in der Welt zerstreuten Großfürsten geht es durchschnittlich um ein geringes besser als den übrigen russischen Emigranten, aber natürlich grenzenlos schlechter und elender, wenn man ihre heutige Existenz mit dem Dasein vergleicht, das sie im alten Rußland führten.

Die bekannteste und weitaus bedeutendste Erscheinung unter den vertriebenen Großfürsten war bis vor kurzem der berühmte Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der einstige russische Oberstkommandierende im Weltkriege. Von hünenhaftem Wuchs, von athleti-

scher Kraft, war der Großfürst einst die ideale Verkörperung des alten kriegerischen Rußland. Man sagt, daß sich selbst der Zar vor seiner donnernden Stimme fürchtete. Nikolai Nikolajewitsch war brutal, tapfer und begabt wie kein anderer der Großfürsten, dabei neigte er seltsamerweise zum Mystizismus. „Glauben Sie, daß der Zar ein Mensch ist?“ fragte er einst den Premierminister Witte. „Ich glaube,“ antwortete Witte, „daß der Zar der uns von Gott gegebene Herrscher ist, sonst aber ein Mensch mit allen seinen Merkmalen.“ „Nein,“ entgegnete der Großfürst, „der Zar ist kein Mensch. Auch kein Gott, sondern ein Mittelding zwischen beiden.“ — Der energische, kluge Großfürst war die Stütze des russischen Thrones. Bekanntlich wurde der Entschluß des Zaren, die Verfassung zu geben, von ihm diktiert. Im Weltkriege leistete Nikolai Nikolajewitsch Außerordentliches. Durch Hofintriguen gestürzt, wurde er Statthalter im Kaukasus und widmete sich der Verwaltung der dort ansässigen diversen wilden Völker. Im Kaukasus war der Großfürst ungeheuer beliebt und geachtet, hauptsächlich wegen seines außergewöhnlichen Wuchses, der seinen neuen Untertanen imponierte. Ein paar schwärmerische Kaukasier, darunter auch der Bürgermeister von Tiflis, boten ihm kurz vor der Revolution die Krone Rußlands an. Er weigerte sich jedoch, das Mittelding zwischen Mensch und Gott zu stürzen, erwartete die Revolution und dankte ab.

Während des Bürgerkrieges lebte er zurückgezogen im Süden und kam dann, wie andere Emigranten, nach Frankreich, wo ihm ein Palais zur Verfügung gestellt wurde. Im Auslande wurde Nikolai Nikolajewitsch wieder zu einer bedeutenden Figur der russischen Politik. Um ihn sammelten sich fast alle geflohenen Offiziere Rußlands, an seinem Hof wurden Erlasse diktiert und Pläne ausgearbeitet. Wenn das weiße

Rußland damals, im Jahre 1923/24, den Bolschewismus gestürzt hätte, wäre zweifellos der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als Zar in Moskau eingezogen. Das weiße Rußland hat nicht gesiegt, ein Jahr verging nach dem andern, der Großfürst wurde alt und schwach. Zuletzt schloß er sich von allem ab, empfing niemanden mehr und ergab sich, zusammen mit seiner Frau, einer Montenegrinerin, erneut der Mystik und dem Spiritismus. Welche Geister er beschwor, welche Wahrheiten er von ihnen zu erfahren hoffte, hat niemand erfahren. Eines Tages, kurz nach einer spiritistischen Sitzung, starb Nikolai Nikolajewitsch. Sein Leichenbegängnis wurde die prunkvollste Zeremonie der Emigration. Sein Tod bedeutete aber auch das Ende jener von ihm verkörperten nationalistischen Bewegung, in der sich fast sämtliche Offiziere des alten Rußland gesammelt hatten.

Auch ein anderer Großfürst, der jugendliche Demetrius, der Rasputinmörder, lebt im Ausland. Eingeweihte behaupten, daß es ihm bestimmt war, einst die älteste Tochter des Zaren zu heiraten und die Krone Rußlands zu tragen. Die Ermordung Rasputins beendete jäh die glänzende Laufbahn des Großfürsten Demetrius. Als die Großfürsten Rußlands ein Begnadigungsgesuch für Demetrius einreichten, schrieb der Zar an den Rand des Gesuches: „Morden darf in meinem Lande keiner.“ Großfürst Demetrius wurde nach Persien verbannt. Diese Verbannung schlug ihm zum Segen aus. Nach dem Siege der Bolschewiki konnte er ungehindert ins Ausland reisen und erreichte ungefährdet Paris. In Paris mußte er, dem die Krone Rußlands bestimmt war, alle Leiden der Emigration durchmachen. Geld hatte er nicht, und arbeiten konnte der schönste Mann Rußlands natürlich erst recht nicht. Er lief traurig in Paris umher, neugierige Blicke begleiteten ihn. Er besaß von allen irdischen Gütern,

die ihm einst gehört hatten, nur noch eins, ein klassisch schönes Gesicht, das die Frauen entzückte. Dazu trat dann noch der romantische Schimmer des Rasputinmörders. Nach Verlauf von mehreren traurigen Emigrantenjahren erfuhr die Emigration, daß Demetrius eine junge, hübsche und sehr reiche Amerikanerin geheiratet und damit sein Glück gemacht habe.

Die junge Generation der Großfürsten, die zum Teil im Auslande groß geworden ist, hat sich höchst nüchtern entwickelt. Die jungen Großfürsten arbeiten in bürgerlichen Berufen. In England und Amerika sitzen sie in Banken und großen Büros, diktieren Briefe und schließen Verträge ab und erinnern sich nur zuweilen noch an ihre ehemalige Bedeutung, an das kaiserliche Haus der Romanows und an das Land der Steppen und Ströme, das einst von ihren Vätern beherrscht wurde.

Nur die ältere Generation, die das alte Rußland mit Bewußtsein erlebt hat, kann sich mit den neuen Verhältnissen nicht abfinden, schwelgt in alten Erinnerungen, empfindet sich selbst als kaiserliche Hoheit und spielt die große tragische Rolle im Alltagsleben der Emigranten.

Im Norden Frankreichs, in der Normandie, liegt am Ufer des Ozeans das Dorf Briack. In diesem Dorf, das von reichen Amerikanern bevorzugt wird, lebt, bescheiden und zurückgezogen, mit seiner Familie der Großfürst Kyrill Wladimirowitsch, der Enkel des Zaren Alexander. Großfürst Kyrill, der Vetter des letzten Zaren, ist heute der Älteste im Hause Romanow. Er ist der offizielle Prätendent der Krone Rußlands. Nach Gesetz und altem, legitimistischem Dogma besteht kein Zweifel, daß er allein Ansprüche auf den Thron Rußlands erheben kann. Damit ist er für einen großen Teil der Emigranten auch nicht der

Großfürst Kyrill, sondern Seine Majestät Kyrill der Erste, Zar von Rußland.

Das Leben in der kleinen Villa am Ozean ist eintönig und bescheiden. Großfürst Kyrill zeigt sich seinen Getreuen nur selten. Und nur bei ganz außergewöhnlichen Anlässen fährt er in die Hauptstadt der Emigration, nach Paris, wo dann ihm zu Ehren Empfänge und Paraden veranstaltet werden. Durch die Champs Elysées fahren dann die Großfürsten in kostbaren Wagen, eine Abteilung junger Emigranten marschiert an ihrem Zaren vorbei, und in einem großen Hotel versammeln sich die alten Hofleute, um den Zaren ihrer Treue zu versichern.

All dies geschieht jedoch nur selten. In Briack wird der Großfürst von ihm treu ergebenen Legitimisten Tag und Nacht bewacht. Stramme Burschen stehen an der Tür des Hauses Wache. Ein hünenhafter Jüngling betreut jeden Schritt des vierzehnjährigen Zarewitsch Wladimir, des Sohnes des Großfürsten.

In der Villa von Briack befindet sich eine Kanzlei. Von dort aus werden kaiserliche Edikte, Befehle und Danksagungen in alle Gegenden der Welt gesandt, in denen Emigranten leben. Vertreter der Kanzlei sitzen in allen Großstädten der Welt, Briefe und Telegramme gehen hin und her. Von seiner Kanzlei aus leitet der Zar die gesamte monarchistische Bewegung der Emigration. Aus der ganzen Welt strömen in dieser kleinen Kanzlei zahllose Briefe, Bitten, Erklärungen und Treueide der Emigration zusammen. Alles haben die Emigranten verloren, Haus, Gut, Namen und den Zaren. Die kleine Kanzlei am Ufer des Ozeans ist alles, was ihnen übrig bleibt. Sie muß ihnen nun alles ersetzen, den Hof, die Minister und die Regierung.

Hin und wieder, zum Geburtstage des Zaren oder des Zarewitsch, bedeckt sich die Landstraße von Briack mit auffallenden Gestalten, die ihre Schritte zur Villa lenken. Meist sind es alte, gebrechliche Erscheinungen, ehemalige Hofleute oder Offiziere, die sich in monatelanger Entbehrung das Reisegeld zusammengespart haben, um ihren Zaren persönlich zu beglückwünschen, um kaiserliche Luft zu atmen, um Hofverbeugungen zu machen und sich selbst in die Zeit zurückzuversetzen, da all dies noch lebendig war, in die Zeit, da der Zar noch nicht in einer kleinen Villa, sondern in den dicken Mauern des Kreml residierte, Orden und Titel verlieh, huldvoll lächelte und der Treue all seiner Untertanen sicher war.

Großfürst Kyrill empfängt die Emigranten, lächelt ihnen gnädig zu, ganz Zar, ganz Herrscher. Die Emigranten kehren darauf in ihre Fabriken und Büros zurück und wissen, daß noch nicht alles verloren ist, solange eine bescheidene Villa am Ufer des Ozeans von jungen, kräftigen Landsleuten behütet und bewacht wird. — Man spricht übrigens davon, daß der Großfürst Kyrill wieder nach Coburg zurückkehren wird.

XXX.

DIE ZUKUNFT DES WEISSEN RUSSLAND

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seitdem die russische Revolution die russische Intelligenz von dem Leben des russischen Volkskörpers abtrennte.

In der Emigration droht das einstige Gehirn des mächtigen Landes auszutrocknen. Gelehrte verlieren ihre Kenntnisse, Offiziere vergessen ihre Ausbildung, Politiker lassen von ihren Prinzipien. Sie alle gleiten langsam, aber unaufhaltsam in ein gedankenloses Alltagsdasein hinab, dessen Gesetz die Befriedigung der nackten Lebensnotdurft ist, und das die hellsten Geister abstumpft und müde macht. Und doch erfüllen sie unauffällig, vielleicht sogar unbewußt, eine wichtige Funktion: Sie denken. — Frei, unabhängig von keiner politischen Gewalt bedroht, äußern sie ihre manchmal vielleicht absurde, in der Regel aber vernünftige Anschauung über Rußland.

Ein Volk von 150 Millionen kann nicht in allen Fragen einer Meinung sein. Da in der Sowjetunion der freie Meinungsaustausch verboten ist, mußte er im Ausland um so üppiger ins Kraut schießen. Die politische Zerrissenheit der Emigration ist nicht zuletzt das natürliche Ergebnis des Einparteisystems in Sowjetrußland. Die Gruppen der drei Emigrationen Rußlands verkörpern die freie Meinungsäußerung der verschiedensten Volksteile in mannigfachen Schattierungen und wirken nur infolge ihrer derzeitigen Einflußlosigkeit oft grotesk und lächerlich. Wenn man

in Rußland frei wählen dürfte, würde wohl eine jede Emigrantenpartei eine gewichtige Zahl von Anhängern hinter sich haben. Da sie aber von der Masse ihrer Gesinnungsgenossen abgeschnitten sind, müssen sie in der Emigration ein tatenloses und, von außen gesehen, gänzlich ohnmächtiges Dasein führen.

Jedoch ist diese scheinbar sinnlose, kleinlich-lächerliche Arbeit der Emigration weder sinnlos noch lächerlich. Die Bolschewisten wissen sehr wohl, warum sie die Kritik der Emigranten an Rußland sehr aufmerksam verfolgen. Manche Maßnahmen der Sowjetregierung sind ganz zweifellos durch die Kritik der Emigranten hervorgerufen worden.

Die Jahre vergehen. Die Führer der Emigration, die Leiter des früheren russischen Staates altern und scheiden aus. Ihre Stelle wird von dem Emigrantennachwuchs, von der zweiten Generation der Verbannten eingenommen. Wie steht es nun um diesen Nachwuchs, der über kurz oder lang eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen sein wird? Diese Jugend steht, so merkwürdig es auch klingt, der jungen Generation der Sowjetunion viel näher als ihren ehrwürdigen Vätern.

Die Kindheit dieser Generation fiel in den Bürgerkrieg und in die Etappen der russischen Wanderungen. Diese Jugend spricht viele Sprachen und fühlt sich in Schanghai ebenso zu Hause wie in Berlin. Sie verachtet den aussterbenden Kapitalismus von Herzen und schwärmt für ein Reich, gemeinschaftlich regiert von dem legitimen Zaren u n d den freien Sowjets. Ganz tief im Innern ist diese Jugend stolz auf das riesige Land, auf die russische Heimat, die, von der ganzen Welt gefürchtet und gehaßt, für sie dennoch das wunderbarste, schönste und größte Reich der Erde bleibt. Der Emigrantennachwuchs denkt natürlich nicht kommunistisch, er jubelt aber laut auf, wenn das ferne

Sowjetrußland seine Macht beweist, wenn es beispielsweise seinen Feinden eins auswischt, oder wenn es das größte Kraftwerk der Welt erbaut, oder wenn es immer wieder einmal den kapitalistischen Großmächten frech ein Schnippchen schlägt.

Dieses große, aufbauende, kühn voranschreitende Land ist die wahre Heimat dieser Jugend. Sie wünscht ihren Anteil an der Entwicklung ihres Vaterlandes zu haben und träumt davon, sich der geliebten Heimat auf irgendeine Weise zu bemächtigen. Sie nimmt, im Grunde genommen, das sie umgebende Europa nicht für voll. Die kommunistische Jugend denkt in dieser Beziehung ähnlich. Auch der Jungkommunist ist auf sein Sowjetland überaus stolz und verachtet das revolutionäre Proletariat Europas als zurückgeblieben und minderwertig.

Die Emigrantenjugend hat das eine voraus, sie ist mit dem Wasser vieler Meere gewaschen, sie kennt viele Länder und Kontinente und hatte Zeit genug, an zahllosen Beispielen und in den merkwürdigsten Lebensschulen die Kunst des Herrschens und Gehorchens zu erlernen. Die Sowjetjugend fühlt vieles, was die Emigrantenjugend ausspricht, und der Jungkommunist hat vieles hinter sich, was der Nachwuchs der Emigranten erleben möchte. Es ist erstaunlich, wie rasch ein junger Kommunist und ein junger Emigrant ihre gemeinsame Sprache finden. Die Sprache, die ihre Väter seit langem vergessen haben. Diese Sprache ist weder kommunistisch noch weißgardistisch, es ist die Sprache des nationalistischen jungen Eurasiens, das sich plötzlich seiner Größe bewußt geworden ist. Das Motto der Emigrantenjugend ist: Beibehaltung der jetzigen Sowjetverfassung und aller Grundtendenzen der Sowjetregierung bei Ausschaltung der ihrer Meinung nach zu internationalistisch eingestellten kommunistischen Partei. Die Anerkennung der Sowjets

ist die erste Brücke zwischen der bolschewistischen und nichtbolschewistischen russischen Jugend, zwischen den Kommunisten und Emigranten.

Die Emigration mit ihren Zeitungen, Schulen, Gesellschaften, Theatern und Gerichten kann nicht ewig bestehen. Entweder stirbt sie aus, soweit sie von den sie umgebenden Völkern nicht aufgesaugt wird, oder sie muß in absehbarer Zeit der russischen Menschheit wieder eingegliedert werden.

Dagegen wird die rein politische Emigration, die nur ein Bruchteil der gesamten Zufallsemigration darstellt, weiterbestehen, weil sie andauernd frische Zufuhr aus der Heimat erhält. Diese politische Emigration hat Rußland stets erzeugt. Seit der Zeit Iwans des Schrecklichen hört der Strom der Emigranten, die Rußland verlassen müssen, nicht auf. Aus den verschiedensten Gründen und in alle Windrichtungen verließen Rußland Menschen, die mit der Regierung nicht einverstanden waren. So war es früher, und auch heute spricht nichts dafür, daß dieser Strom je versiegen wird.

Die politische Emigration ist eine traditionelle, ist eine Dauererscheinung des russischen Lebens. Doch ist vorauszusehen, daß die Emigrantenmasse von heute im fremden Volkstum aufgehen wird, wenn nicht bald der Tag kommt, der sie in ein nichtbolschewistisches Rußland zurückführt.

Eine Aussöhnung zwischen der Emigration und dem Bolschewismus ist allerdings ausgeschlossen. Zu tief ist der gegenseitige Haß, das gegenseitige Mißtrauen eingewurzelt. Doch kann die Emigrantenjugend, die vernunftmäßig den Bolschewismus haßt, gefühlsmäßig aber für alles Russische schwärmt, hier mit der Wandlung beginnen. Trotz des Ozeans von Haß zwischen den beiden Lagern hat die russische Jugend beider Parteien einen gemeinsamen Boden gefunden

auf dem sie sich versteht. Dieser Boden ist der dem Nichtrussen kaum bekannte „Jungrussische Bund“, eine Organisation, die ehemalige Weißgardisten und Jungkommunisten zu Mitgliedern hat.

Zum Erstaunen der alten Emigrantengeneration begann ihre Jugend eines Tages die Sprache des Bolschewismus zu sprechen, sowjetrussische Schlagworte zu gebrauchen und in ihren Zeitungen die Stoßbrigaden der Jungkommunisten zu begrüßen. Die Alten waren entsetzt. Die Jugend schien dem Kommunismus zu verfallen. Und plötzlich ertönte auch jenseits der roten Mauern ein Ruf der Sowjetjugend. Zum erstenmal hatten Bolschewiki und Emigranten einander verstanden. So entstand der „Jungrussische Bund“, der Bund des nationalen Bolschewismus, der ständig an Bedeutung gewinnt und von vielen als der legitime Erbe des Kommunismus angesehen wird.

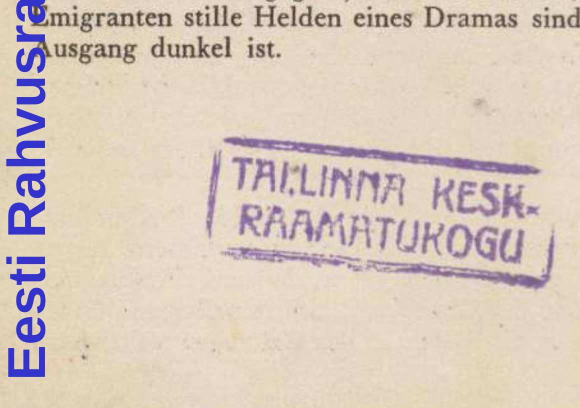
Emigranten und Jungkommunisten, die Mitglieder dieser in Rußland konspirativ arbeitenden Organisation, werden durch eins vereint: durch den Nationalismus und die Anerkennung aller fortschrittlichen Veränderungen, die die Revolution unbestreitbar mit sich gebracht hat. Hier entsteht zweifellos das Programm des künftigen Rußland, gleichgültig, ob das jetzige Regime sich behaupten wird oder nicht. Sobald dieses Programm beginnen wird, sich in Wirklichkeit umzusetzen, kann auch die Emigration, vielmehr ihre in Europa aufgewachsene Jugend, in die Heimat zurückkehren, um Hand in Hand mit den Kindern der Kommunisten den Aufbau des Landes zu vollenden.

Bis zu diesem Tage bleibt das weiße Rußland im Ausland bestehen. Nichts kann es erschüttern. Bis zu diesem Tage werden Generale und Professoren, Kellner und Taxichauffeure, Schriftsteller und Gutsbesitzer wie seit 15 Jahren ihre Zeitungen weiter her-

ausgeben, in Versammlungen den Bolschewismus entlarven, groteske Umsturzpläne schmieden und hin und wieder mit bewunderungswürdigem Heldenmute in den Kellern der G. P. U. den Tod erleiden.

Das weiße Rußland lebt noch, es hat ins Ausland die Traditionen, die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche einer versunkenen Welt mitgebracht. In der Emigration setzt diese Welt ihr gespenstisch-groteskes Dasein fort. Es wird allmählich zur Farce, zu einem Talmirußland, hinter dem man nur noch mit Mühe die Umrisse seiner einstigen Größe erkennen kann. Doch leben innerhalb dieses kleinen, in alle Länder verpflanzten Rußland Menschen, denen man alles, aber nicht ihre tragische Größe absprechen kann. Ihr Schicksal hat sie geadelt, ein Schicksal, das in der Geschichte wenig seinesgleichen hat.

Um dieses Schicksals willen verzeihe man ihnen die verräucherten Kneipen, die grotesken Verschwörungen, die seltsamen Taten und fantastischen Vergehen, zu denen ihre einzigartige Lage sie treibt, und nach denen allein der Europäer sie zu beurteilen geneigt ist. Die Emigration ist ein lebendiges Stück Zeitgeschichte, sie ist darüber hinaus eine Tragödie von welthistorischem Ausmaß, und der Europäer, der dem weißen Rußland begegnet, bedenke zuweilen, daß die Emigranten stille Helden eines Dramas sind, dessen Ausgang dunkel ist.



H. Kalmet.


EESTI RAHVUSRAAMATUKOGU
1 0100 00286687 5